
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Juli 7/2020

72. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Erich Garhammer

Re-gnose, nicht Pro-gnose

Für eine atemreiche Pastoral

Miriam Daxberger

Fuck Up Stories Aachen

Mit Gebeten, Jubel und Flüchen

Dominik Arenz

Sakramental

Gedanken zum Leben der Kirche im Anschluss an eine jugendpastorale
Ausstellung

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Petra Dierkes	
Es gibt nichts Neues unter der Sonne?	194
<hr/>	
Erich Garhammer	
Re-gnose, nicht Pro-gnose	
Für eine atemreiche Pastoral	195
<hr/>	
Abraham Roelofsen	
Was tun, damit Predigt gelingt?	
Erfahrungen als Predigthörer	196
<hr/>	
Adelheid Jacobs-Sturm	
Neue Wege in der Altenheimseelsorge im Caritasverband Krefeld	200
<hr/>	
Miriam Daxberger	
Fuck Up Stories Aachen	
Mit Gebeten, Jubel und Flüchen	204
<hr/>	
Dominik Arenz	
Sakramental	
Gedanken zum Leben der Kirche im Anschluss an eine jugendpastorale Ausstellung	209
<hr/>	
Markus Kneer	
150 Jahre Weiße Väter und 20 Jahre Georges-Anawati-Stiftung	
Zwei Jubiläen im Zeichen des christlich-islamischen Dialogs	216
<hr/>	
Rezensionen	
Daniel Bogner: Ihr macht uns die Kirche kaputt ... doch wir lassen das nicht zu	223
<hr/>	



Liebe Leserinnen und Leser,

wer Mut machen will, rät zum Blick nach vorne. Die Retrospektive hingegen ist bekanntlich schon Lots Frau nicht bekommen, die mit ihrer rückwärtsgewandten Untergangs-Gebanntheit zur Salzsäule erstarrte (Gen 19,26). Und auch Jesus rät davon ab, mit der Hand am Pflug nach hinten zu schauen (Lk 9,62). Doch bedeutet der Blick nach vorne nicht automatisch, den Blick in die noch gar nicht abgeschlossene Vergangenheit auszublen- den. Vor solch verengender *Pro*-gnose warnt **Prof. Dr. Erich Garhammer**, Emeritus für Pastoraltheologie an der Universität Würzburg. in seinen The- sen zu einer „atemreichen Pastoral“. *Re*-gnose heißt das von Matthias Horx inspirierte Instrument, um vor aller vorschnellen Festlegung, wie die Zukunft auszusehen hat (*Pro*-gnose), das Zukunftspotenzial dessen erst einmal in

Ruhe wahrzunehmen, was sich in der Corona-Krise gezeigt und entwickelt hat.

Der erste Aufschlag von Prof. Dr. Egbert Ballhorn zum Umgang mit der Heiligen Schrift im Gottesdienst (Pastoralblatt 5/2019) hat offensichtlich einen Nerv getroffen. Eine Reaktion sind die Predigtvorschläge des Bonner Alttestamentlers Prof. Dr. Heinz-Josef Fabry, von denen schon zwei im Pastoralblatt veröf- fentlicht wurden. Nun meldet sich mit **Dr. Abraham Roelofsen** der Homiletik-Ausbilder für haupt- und ehrenamtliche Laien im Bistum Aachen mit seinem Erfahrungsspektrum zu Wort.

Altenheime sind in jüngster Zeit vor allem als Gefährdungsherde für die Ausbreitung des Covid-19-Virus in den Blick geraten. Eine ganz andere Perspektive hat der Beitrag von **Dr. Adelheid Jacobs-Sturm**, pensi- onierte Gemeindefereferentin und Krankenhausseelsorgerin mit medizinischer Vergangenheit. Sie engagiert sich seit ihrem beruflichen Ruhestand im Caritasverband für die Region Krefeld e. V. und hat für diesen ein Konzept der Altenheimseelsorge entwickelt. Welche Ansätze dahinterstehen, wie die Entwicklung verlief, wie der Stand der Dinge ist und wie es weitergehen soll, darüber gibt sie Auskunft und lässt darin ihr großes Engagement zugunsten der Menschen und des Glaubens erkennen.

Ähnliches gilt auch für den nächsten Beitrag, der sich altersmäßig eher am anderen Ende der Skala bewegt, nämlich im Altersbereich von Studium und darauf folgendem Unternehmensstart. Angesiedelt beim Kath. Hochschulzentrum QuellPunkt auf dem Campus Melaten/RWTH Aachen, wurde von **PA Miriam Daxberger** in Kooperation mit anderen Partnerinstitutionen ein Projekt zum Thema „Scheitern“ (engl. „Fuck Up“) initiiert. Die aktuelle Relevanz ist hoch, denn Gründungs-Geschichten (Start Ups) sind keines- wegs immer Erfolgsgeschichten. Doch wo darf man davon sprechen und zugleich damit rechnen, nicht abgeschrieben zu werden? Hier hat Miriam Daxberger einen Auftrag von Kirche erkannt und zugleich einen Weg gefunden, Kirche zu einem relevanten Gesprächspartner auch für Kirchenferne zu machen.

Als wirkmächtige Zeichen des Heils, auch im Scheitern, gelten die Sakramente der Kirche. Sie in ihrer paradoxalen Grundstruktur verständlich zu machen, hilft nach **Dr. Dominik Arenz**, Referent in der HA Schule/Hochschule des Kölner Generalvikariats, der Blick auf eine gelungene jugendpastorale Ausstellung.

Durch einen Kollegen habe ich schon oft von der Georges-Anawati-Stiftung gehört, ohne zu wissen, wer sich hinter diesem Namen verbirgt. Der Beitrag von **Pastor Dr. Markus Kneer**, Paderborner Priester und Lehrbeauftragter für Islamwissenschaft an der PTH Münster, nimmt eine Buchveröffentlichung zum Anlass, um in spannender Weise aufzuklären.

Lassen Sie sich von dem aus jedem Beitrag erkennbaren Engagement in Ihrem eigenen Wirken beflügeln und seien Sie herzlich begrüßt

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Petra Dierkes

Es gibt nichts Neues unter der Sonne?

„Eine Generation geht, eine andere kommt. Die Erde steht in Ewigkeit. Die Sonne, die aufging und wieder unterging, atemlos jagt sie zurück an den Ort, wo sie wieder aufgeht ... Es gibt nichts Neues unter der Sonne ... Was geschehen ist wird wieder geschehen, was getan wurde, wird man wieder tun ... Ich beobachte all diese Taten, die unter der Sonne getan wurden. Das Ergebnis: Das ist Windhauch, alles ist Windhauch (Koh 1,4-9)!“

Diese starken und beeindruckenden Worte des Weisheitslehrers Kohelet sind über 2200 Jahre alt - sie berühren uns bis heute. Denn heute wie damals stellen wir uns als Menschen die gleiche Frage: Was ist der Sinn unseres Lebens? Gerade an den Wendepunkten des Lebens - bei Geburt und Tod - rücken diese Sinnfragen ganz unweigerlich in den Mittelpunkt, - selbst wenn wir im Alltag oft geneigt sind, sie ausblenden. Oder auch in Krisenzeiten - wenn uns das Weltklima, die Weltwirtschaft oder das Corona-Virus oder was auch immer uns erschüttern. Dann denken wir über uns und den Sinn unseres Lebens nach. Mir helfen beim Nachdenken die Texte der Bibel - wie z. B. die oben zitierten Worte des „Königssohnes Salomo“ aus dem Alten Testament. Aber auch das großartige Lehrschreiben von Papst Franziskus - Laudato Si', in dem er uns eine große Zusammenschau der aktuellen Herausforderungen und (Aus-) Wege zum Leben vorstellt. Mich beeindruckt es, wenn Franziskus, der sich vor seiner Zeit als Papst schon den Titel „Kar-

dinal der Armen“ verdient hatte, uns in einer einfachen, klar verständlichen Sprache aufzeigt, dass nur der Weg an die Ränder - zu den Armen und Ausgestoßenen, den Abgehängten dieser Erde - uns ins Zentrum unseres eigenen Lebens führt. Nächstenliebe wird da ganz konkret. Gerechtigkeit und Frieden bekommen so ein Gesicht. Ich finde es ermutigend, wenn Franziskus uns Wege aufgezeichnet, die uns aus unserer Enge und Ichbezogenheit herausführen. Dass der Papst dabei immer wieder auf Jesus Christus zurückweist, weil der der perfekte Wegbegleiter ist, versteht sich von selbst. Er, der Gottes- und Menschensohn, der durch seine Auferstehung den Tod besiegt hat, zeigt uns, dass Liebe möglich ist. Dass Frieden und Gerechtigkeit nicht erst in einer neuen Erde, in einem neuen Himmel auf uns wartet. Schon hier und heute können wir unserem Leben Sinn geben. In dem wir die richtige Richtung einschlagen. Umkehr zum Leben wagen.

In diesem Jahr bin ich Großmutter geworden. Ich bin dankbar für die Fülle des Lebens, die mir durch mein Enkelkind täglich neu gezeigt wird. „Es gibt nichts Neues unter der Sonne? Eine Generation geht, eine andere kommt?“ Kohelet hat Recht - aber nicht in dem Sinne, dass es alles keinen Sinn macht. Dass alles in unserem Leben längst so festgelegt ist. Sondern in dem Sinne, dass uns immer wieder neu ein Leben in Fülle geschenkt wird. Wir können es überall entdecken, wenn wir nur mit offenen Augen durch die Welt gehen. Ja, Kohelet, dieser große Weisheitsautor hat recht:

„Wer ständig nach dem Wind schaut, der kommt nicht zum Säen, wer ständig die Wolken beobachtet, kommt nicht zum Ernten ... Am Morgen beginne zu säen, auch gegen Abend lass deine Hand nicht ruhn ... Geh auf den Wegen, die dein Herz dir sagt (Koh 11,4ff)!“

Re-gnose, nicht Pro-gnose

Für eine atemreiche Pastoral

Zehn Thesen angesichts der Corona-Krise

1. Viele Stimmen – auch innerkirchlich – fordern schon jetzt die Lehren aus der Corona-Krise zu ziehen.

Sie plädieren etwa für das häufigere Streamen von Gottesdiensten auch in Zukunft oder für einheitliche Eucharistiefeiern in den großen pastoralen Räumen, um aus dem Kleinklein der Pastoral herauszukommen. Hier scheint mir die Lösung das Problem zu sein.

2. Man will die Situation schon jetzt auswerten, um das Vielerlei der Initiativen, der kreativen Wege und der eigenständigen Spiritualitäten wieder zu ordnen. Auf der Strecke bleiben dabei die wertschätzenden Beobachtungen für die vielen pastoralen und diakonischen Initiativen, die sich aktuell hauptsächlich von unten her entwickeln. Die Menschen können sehr selbständig ihren Glauben leben.
3. In meinen Augen empfiehlt sich ein anderer Weg, der nicht von oben verordnet, sondern kreativ die neuen Entdeckungen aufgreift. Ich möchte ihn mit Hilfe zweier Sozialwissenschaftler andeuten.
4. Hartmut Rosa, der Resonanzforscher aus Jena, macht die Beobachtung, dass in der Krise die Fähigkeit zur Selbstresonanz gefragt ist. Ich muss mit mir in Resonanz treten können. Daraus entstehen ganz neue Möglichkeiten, aber

auch neue Überforderungen. Auf diese Erfahrungen sollte gehört werden, sie sollten hinterher (!) durchaus ausgewertet werden. Auf ihnen kann man aufbauen, sie sind nicht nur aus der Not geboren, sondern bieten Perspektiven für die Zukunft.

5. Resonanz ist eine zutiefst pastorale Kompetenz. Die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ schreibt der Kirche ins Stammbuch, dass sie resonant sein soll auf die Grundgefühle der Menschen, auf Freude und Hoffnung, Trauer und Angst. Resonanz ist allerdings keine nur oberflächlich berührende Erfahrung, sondern sie führt zur Transformation. Ich werde dabei ein anderer und sage nicht nur das Bisherige anders. Vielleicht wird auch die Kirche eine andere und sagt nicht nur das Bisherige anders.
6. Matthias Horx, der Zukunftsforscher, schlägt eine Übung vor: weg von der *Pro-gnose* hin zur *Re-gnose*. Aktuell werden schon viele Prognosen gemacht, wichtiger ist es, dass wir nach der Krise auf die Erfahrungen zurückblicken, nicht jetzt schon die Erfahrungen begrenzen oder vorschnell bewerten. Übrigens: Alle biblischen Deutungen von Krisenerfahrungen sind *Re-gnos*en.
7. Für eine *Re-gnose* nach der Corona-Krise kann es viele mögliche Szenarien geben. Es hängt auch von uns ab, welches wir wählen: Die Krise könnte zu einem Intervallfasten werden, nach dem uns das Essen ganz neu und anders schmecken wird. Krisen haben zudem das Potential, alte Phänomene aufzulösen, sie überflüssig zu machen. Die *Re-gnose* könnte zeigen, wieviel Humor, Hilfsbereitschaft und Mitmenschlichkeit entstanden und gewachsen sind. Sie könnte zeigen, wie plötzlich das Lokale wieder wichtig wird: Wir laufen durch Wälder und Parks und merken, das ist nicht die Apokalypse, sondern ein Neuanfang.

Krisen führen zur Disruption des Megatrends Konnektivität, zur Neuorganisation von Kontakten, nicht zu ihrer Abschaffung. Jede Tiefenkrise hinterlässt eine Story, ein neues Narrativ, so wie Israel den Glauben nach dem Exil ganz neu buchstabieren gelernt hat.

8. Spannend ist, dass in der Corona-Krise der Atem das bedrohliche Übertragungsgeschehen geworden ist. Wir müssen uns vor dem Atem des anderen schützen. Die zentrale Frage wird lauten: Wie werden wir künftig atmen? Welches Tempo werden wir einschlagen? Waren wir nicht längst vorher außer Atem? War nicht die Kurzatmigkeit vieler Aktionen und Projekte längst Gift?
9. Das Bistum Osnabrück hat schon vor der Krise einen eigenen Weg der diözesanen Entwicklung praktiziert. Die pastoralen Zukunftsgespräche waren zentriert in einem Jahr des Aufatmens: alles auf den Prüfstand stellen, was überflüssig ist, von den Hirtenworten des Bischofs angefangen bis zu den pausenlosen Konferenzen. Das ist Binnenkonnektivität, von der die Menschen nichts haben.

Die Seelsorgeamtsleiterin Daniela Engelhard berichtet darüber im letzten Heft der Lebendigen Seelsorge: <https://archiv.echter.de/PDF-Lebendige-Seelsorge/Jahrgang-2020/LS-2020-01/>

10. Wir dürfen erfinderisch sein: jetzt schon in der Krise, vor allem aber nach der Krise, um die gemachten Erfahrungen zu sammeln und auszuwerten. Aus diesen Erfahrungen erwächst auch die Transformation einer neuen Kirche. Wir sollten nicht den neuen Wein in alte Schläuche füllen. Wir dürfen neu atmen lernen – auch in der Pastoral.

Abraham Roelofsen

Was tun, damit Predigt gelingt?

Erfahrungen als Predigthörer

In seinem Artikel zur Predigt klagt E. Ballhorn darüber, dass der Prediger sich nicht zeigt. Er spricht nicht von dem, was der Schrifttext ihm, dem Prediger bedeutet. „Was bewegt Dich an diesem Text? Wo stockst Du beim Lesen?“ (Pastoralblatt 5/2019, 137). H.-J. Fabry berichtet in einem Leserbrief zwei Monate später über einen Chirurgen, der Tag für Tag im OP steht: „Nur sonntags kann er sich für einige Stunden seiner Familie widmen und mit ihr zur Kirche gehen. Das heutige Hochamt hat ihm gereicht! Die Zeit mit der Familie ist ihm zu kostbar, um sich von unverständlichen Plattitüden und theologischen Seifenblasen beschallen zu lassen“ (Pastoralblatt 7/2019, 223).

Offensichtlich fühlen beide sich im Gottesdienst und der Predigt nicht ernst genommen. Es kommt nicht zu einem positiven Kontakt.

Es gibt sicher mehrere Ursachen für dieses Misslingen der Kommunikation zwischen Prediger und Gemeinde. Woran liegt es, dass immer wieder der Vorwurf kommt, die Prediger würden ihre Zuhörerinnen und Zuhörer mit Plattitüde und Banalitäten abspesen. Kann es sein, dass Prediger und Hörende eine unterschiedliche Vorstellung davon haben, was die Predigt leisten soll?

„Ich möchte etwas haben, was für meinen Alltag relevant ist.“ ist eine häufig gehörte Forderung. Warum gelingt es nicht, diese Verbindung zwischen Schrifttext und Alltag herzustellen? Kann es sein, dass die Prediger zu sehr ihre eigene Vorstellung von der Bedeutung eines Textes, einer Textaussage im Blick haben? Kann es sein, dass die Prediger sich nicht fragen, wie die

Hörerinnen und Hörer den Text aufnehmen, wie es ihnen mit dem Text ergeht, den sie gerade gehört haben? Das bedeutet, dass ich als Prediger ernst nehme, dass ich gerade einen Text vorgetragen habe, der bei der Gemeinde noch präsent ist – wenigstens in den meisten Fällen. Das hat Konsequenzen

Predigen – ein miteinander Sprechen

Wissen die Priester eigentlich noch, was Predigen ist und worum es dabei geht? Predigen heißt zunächst einmal öffentlich laut etwas verkündigen, mitteilen. Eine Homilie halten, wie es in der Kirchenordnung vorgeschrieben ist – gemeint ist damit eine Auslegung eines Schrifttextes – meint geschwisterlich miteinander reden.

Das wäre schon einmal ein erster Schritt, auf die Gemeinde zu. Was würden eigentlich meine Zuhörerinnen und Zuhörer zu diesem Schrifttext sagen, der gerade vorgelesen wurde? Vielleicht passiert es dann, dass ich nicht über fromme und „wichtige“ Glaubenthemen spreche, sondern über das Leben der Menschen aus dem Blickwinkel der Bibel.

Den Schrifttext ernst nehmen

Oft erlebe ich, dass der Prediger den Schrifttext nicht ernst nimmt, sondern ihn nur als Stichwortgeber für seine theologischen Ideen benutzt.

So spricht ein Prediger zum Text von der Taufe Jesu von der Gnade, die wir alle durch die Taufe erhalten haben. Und es ist der Ruf an uns, ein Jünger Jesu zu sein. Und dann geht es weiter mit all dem, was für uns an Aufforderung und Müssen daraus folgt.

Und wo bleibt Jesus und seine Taufe? Und der Heilige Geist? Mich interessiert doch in erster Linie bei diesem Text, wieso sich Jesus in die Schar der Umkehrwilligen einreihet und sich taufen lassen will. Daraus erfahre ich doch, was die Taufe des Johannes

biblisch und auch für Jesus wohl bedeutet hat.

Dass es hier um die Taufe des Johannes geht und nicht um eine christliche Taufe, wird ignoriert. Es ist das Stichwort „Taufe“ das den Prediger verführt, sich vom Text und von uns Hörern zu entfernen. Ja, er entfernt sich auch von uns, auch wenn er von unserer, der christlichen Taufe spricht.

Auch das Bild vom Heiligen Geist – wie eine Taube – kommt nicht mehr vor. Der Heilige Geist schon, aber nicht die Taube. Wer einmal versucht hat, eine Taube zu fangen, weiß, dass das nahezu unmöglich ist. Aber sie bleibt in der Nähe und hinterlässt ihre Spuren. Ein schönes Bild für den Heiligen Geist.

Meine Erfahrung ist, dass viele Prediger sich nicht auf den Schrifttext wirklich einlassen. Ganz zu schweigen davon, dass sie ab und zu einmal in den Urtext schauen, um besser verstehen zu können, was die Übersetzer ihm anbieten.

Die Prediger müssen von dem sprechen, was der Text mit ihnen gemacht hat, wo er sie getroffen hat und wohin er sie geführt hat, wie Ballhorn fordert.

Feigheit vor dem Text

Am 20. Sonntag im Jahreskreis C – es ist der 18. August – bietet die Leseordnung keinen leichten Text an. Jesus spricht davon, dass er Feuer auf die Erde bringt und will, dass es brennt (Lk12,49-53). Er ist nicht gekommen, Frieden auf die Erde zu bringen, sondern Spaltung. Das fordert schon einiges an Auseinandersetzung, um da eine „frohe Botschaft“ herauszuhören. Das Ganze Kapitel 12 ist von Aussagen über die Endzeit und die Notwendigkeit der Entscheidung geprägt. Da lässt sich sicher einiges zu sagen. Und zur Entscheidung gehört auch der Widerstand. Eine Entscheidung für etwas ist immer auch eine Entscheidung gegen etwas. Da steckt Zündstoff drin. Ich denke, ich selbst, viele Christen und auch die Kirche haben sich in unserem Land so gut

ingerichtet und arrangiert, dass dieses Feuer nicht mehr wirklich brennt, sondern höchstens noch glimmt.

Um sich diesem Text nicht stellen zu müssen, weicht der Prediger auf das Hochfest von der Aufnahme Marias in den Himmel aus - und traut sich auch hier weder an den Text heran noch an das Festgeheimnis. Er spricht von der Nähe, die Maria zu ihrem Sohn hatte und auch wegen ihrer Reinheit von jeder Sünde direkt nach ihrem Tod mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen wurde. Dass dies auch eine Botschaft an uns und unsere Auferstehungshoffnung ist, bleibt unberücksichtigt.

Genau hinschauen

Ein Grundproblem bei der Predigt scheint mir, dass die Prediger sich nicht wirklich mit dem Text auseinandersetzen, nicht genau hinschauen. Sie erlauben sich nicht, nach dem ersten - oder zweiten - Lesen zunächst einmal frei zu dem, was sie wahrgenommen haben, zu assoziieren, und zwar zum ganzen Text.

Beim Text zum Fest Mariä Himmelfahrt hören wir aus dem Lukasevangelium die Begegnung von Maria und Elisabeth. In der Predigt hören wir ganz viel von der Zusage Marias zu ihrer Schwangerschaft und dass sie als Mutter Jesu für die Kirche auch unsere Mutter geworden ist und und und. Aber diese Begegnung zwischen dem Engel und Maria ist nicht das Evangelium. Dazu kommt, dass das *Ja* Marias zur Ankündigung des Engels im Evangelium überhaupt nicht vorkommt.

Dass laut Schrifttext Maria nicht *Ja* sagt, sondern zuerst fragt, wie das geschehen soll, und dann lediglich sagt: „Ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe wie du gesagt hast“ - kein freudiges *Ja* -, wird in allen Auslegungen und der Tradition der Kirche ignoriert. Selbst auf dem Hintergrund, dass dieser Text eine nachösterliche Darstellung ist, um den Glauben an die Gottsohnschaft Jesu zu unterstreichen, ist

es sicher einmal einiger Mühe wert, diesem Magd-Sein Marias nachzugehen. (Es ist das einzige Mal, dass der Begriff „*doulē*“ (griechisch) im Neuen Testament vorkommt. In der hebräischen Rückübersetzung wird der Begriff „*schaphah*“ benutzt. Gegenüber der „*amah*“ ist sie die Sklavin die, die niedrigsten Arbeiten verrichtet (E. Reuter, ThWAT 404ff)).

Der Prediger hat sich vom Marienbild der kirchlichen Tradition leiten lassen und nicht vom Schrifttext. Auch für das großartige Magnifikat ist in der Predigt kein Raum.

Eine vertane Chance, die prophetische Rede Marias ins Zentrum zu rücken. Es bleibt bei unverbindlichen Aussagen darüber, wie viel Maria uns in der Kirche bedeutet. Offensichtlich lief hier in der Vorbereitung ein bekanntes Schema ab: Maria, Mutter Jesu, unsere Mutter, die, an die wir uns hilfesuchend wenden können. Der Prediger ist bei Maria, aber nicht beim Text - und auch nicht bei uns, den Hörerinnen und Hörern, denn wir sind ja noch bei der Begegnung der beiden Frauen und dem Magnifikat der Maria.

Und damit kommt ein weiteres Problem:

Der Umgang mit kirchlichen Festen

Mariä Himmelfahrt

Viele Prediger tun sich schwer, ein Festgeheimnis mit der dazu vorgesehenen Schriftlesung in Verbindung zu bringen. Er setzt sich, wie oben gesehen, überhaupt nicht dem Schrifttexte aus und ignoriert auch das Fest selbst.

Er hat sich für das Fest Mariä Himmelfahrt entschieden, geht aber mit keinem Wort darauf ein. Das ist es aber, was die Menschen in den Kirchenbänken interessiert. Wie müssen/können wir uns das vorstellen mit der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel? Es ist hier jetzt nicht der Raum, die theologische Aussage, um die es hier geht, näher zu erörtern. Nur so viel: Es geht um unsere eigenen Vorstellungen von

den „letzten Dingen“. Es geht nicht in erster Linie um letzte Wahrheiten – die gibt es sowieso nicht –, sondern für die Menschen in der Gemeinde geht es um das Bekenntnis des Predigers.

Herz-Jesu-Fest

Es gibt immer wieder Feste innerhalb des Kirchenjahres, die dem Prediger Einiges abverlangen, wenn er sich denn darauf einlässt. Dabei hindert oft die kirchliche Tradition den Prediger, sich auf das Bild einzulassen, das ihm angeboten wird. Lieber bleibt er bei dem, was die Tradition der Volksfrömmigkeit ihm anbietet.

So spricht er am Herz-Jesu-Fest davon, dass Jesus uns in sein Herz geschlossen hat und das Herz Jesu für uns durchbohrt wurde. Das mag theologisch richtig sein, aber es ist eine Banalität. Wie anders wäre es gewesen der Prediger hätte davon gesprochen, was das heißt, wenn das Herz eine so große Rolle spielt. Wie ist das denn, wenn wir das Herz sprechen lassen? Wie ist das, wenn Gefühle eine größere Rolle spielen als Erklärungen und Aufforderungen? Wie ist das, wenn ich dem Herzen mehr folge, als der kirchlichen Tradition, den Forderungen der Dogmen und dem, was die „Kirche“ aus der Schrift herausliest oder in sie hineinliest

Was ist zu tun?

Den Text ernst nehmen

Das bedeutet, im ersten Kontakt den ganzen Text an sich heranlassen. Dabei genau hinschauen. Die Bilder und Begegnungen aufnehmen, ohne schon zu werten. Nicht sofort tradierte Auslegungsmuster aufnehmen.

Sich trauen, dem eigenen Denken mehr Raum zu geben. Unkonventionelle Ideen zulassen (die Taube, die man nicht zu fassen bekommt, die aber in der Nähe bleibt).

Sich in die Rolle der Hörerinnen und Hörer versetzen. Was denken die über den Text? Welche Fragen kommen Ihnen? Gibt es Widerstände?

Zeugnis geben: von dem sprechen was der Text mir sagt

Der Prediger kann sich trauen von sich zu sprechen, von dem, wo der Text ihn erreicht hat. Die Kunst ist, das so zu tun, dass ein Zeugnis daraus wird, ohne sich als „leuchtendes Beispiel“ darzustellen. Da, wo das gelingt – und solche Beispiele kenne ich aus meiner Arbeit als Predigtlehrer – da hören die Menschen zu und gehen froh und gestärkt nach Hause.

Nachschlag

Bei einem Treffen von über 100 Gläubigen aus dem Sendungsbereich Wuppertal wurde von den Teilnehmenden eine Predigt gefordert, die mit ihrem Alltag zu tun hat. Nun soll versucht werden, mit Predignachgesprächen den Kontakt zwischen Prediger und Gemeinde zu verbessern. Dabei geht es nicht darum, die Predigt und den Prediger zu kritisieren, sondern darum, das Volk mit Blick auf den Schrifttext und auf die Predigt – was hat der Prediger bei mir erreicht – ins Gespräch zu bringen. Es gibt keine Rückfragen – wie haben Sie das gemeint – sondern Austausch über die eigenen Gedanken und Empfindungen.

Vielleicht ein Weg, voneinander und miteinander etwas mehr von dem zu erkennen, was die Heilige Schrift mit uns macht.

Neue Wege in der Altenheimseelsorge im Caritasverband Krefeld

Grundlegende Aspekte

„Gebt ihr ihnen zu essen!“ (Lk 9,13) – diesen Auftrag gab Jesus seinen Jüngern im Angesicht einer großen Menschenmenge, die er lange gelehrt hatte. Jesus hatte den geistigen Hunger der Menschen nach einer sattmachenden frohen Botschaft gestillt, aber er sorgte sich auch um das körperliche Wohl seiner Zuhörer/innen. Die Verantwortung dafür übertrug er seinen Jüngern.

In unseren Altenheimen leben Menschen, für deren körperliches Wohl sehr viel getan wird. Aber die Menschen, die uns anvertraut sind, haben – ebenso wie die Menschen zu Jesu Zeiten – außer dem Hunger nach Brot auch Hunger nach Zuwendung und Hunger nach Antworten auf die großen Fragen des Lebens: „Wo komme ich her? Wo gehe ich hin? Wer bin ich? Wozu bin ich da?“

„Gebt ihr ihnen zu essen!“ dieser Auftrag Jesu ist für jeden Mitarbeitenden in den Einrichtungen der Caritas eine bleibende Herausforderung, welcher sie/er sich immer neu zu stellen hat. Das bedeutet, sich damit zu beschäftigen, was Menschen „satt“ macht. Es bedeutet, achtsam zu werden für die Bedürfnisse der mir anvertrauten Menschen und für meine eigenen Bedürfnisse, damit ich ihren und meinen Hunger stillen kann.

Die Stillung des geistigen Hungers, die Antwort auf die großen Fragen des Lebens, das war lange die Domäne der christlichen Kirchen. Ihr Auftrag war und ist es, die frohe Botschaft Jesu von der umfassenden

den Liebe Gottes an die Menschen weiter zu geben durch das Zeugnis des eigenen Lebens. Aber die Strahlkraft der Kirchen verblasst immer mehr – die Diskussion zu den Ursachen wird an anderen Stellen geführt. Viele Menschen fühlen sich in ihren Lebensthemen nicht mehr von der Kirche angesprochen. Zudem verringert sich die Zahl der pastoralen Mitarbeitenden rasant. So kommt es, dass die *frohe Botschaft* immer mehr Menschen nicht mehr erreicht. Sie wenden sich von den christlichen Kirchen ab und suchen in anderen Bereichen Nahrung für ihren geistigen Hunger.

Für uns in der Caritas Krefeld stellt sich die Frage: Wie können wir den geistigen Hunger der Menschen in unseren Einrichtungen stillen? Das bisherige Modell der „Mitversorgung“ durch die Kirchengemeinden ist vielerorts nicht mehr aufrecht zu halten. So gilt es, neue Wege zu finden, um unserem Auftrag als Caritas gerecht zu werden. Dabei müssen folgende Aspekte bedacht werden: Was bedeutet „Seelsorge“ im Altenheim? Für wen ist Seelsorge da? Wer leistet Seelsorge im Altenheim? Wie kann Seelsorge in den Krefelder Caritas-Altenheimen strukturell verankert werden?

Was bedeutet „Seelsorge“ im Altenheim für uns?

Altenheime sind Orte, an denen Menschen mit unterschiedlicher Herkunft und einer je eigenen Lebensgeschichte ihr Leben mit anderen Menschen teilen, mit Menschen, die sie sich nicht selbst ausgesucht haben. Die meisten Bewohner/innen sind nicht aus freien Stücken eingezogen, sondern aus einer Notsituation heraus, weil für sie das eigenständige Leben nicht mehr leistbar war. Verlusterfahrungen und Trauer kennzeichnen die Situation vieler Bewohner/innen bei ihrem Einzug, oft gepaart mit Resignation. Eine besondere Herausforderung stellen demenzerkrankte Menschen dar, die in hohem Maße Halt und Sicherheit brauchen.

Seelsorge ist nach unserem Verständnis „Menschensorge“ im ganzheitlichen Sinn;

sie umfasst die körperliche, die emotionale, die soziale und die geistig/spirituelle Dimension. Es geht um das „Heil-Sein“ des ganzen Menschen. In der seelsorglichen Begleitung versuchen wir, jeden Menschen in seiner *jetzigen* Lebenssituation zu unterstützen, damit auch unter den Rahmenbedingungen des Altenheims „Leben in Fülle“ gelingen kann. Respekt vor der Würde eines jeden Menschen – unabhängig davon, in welchem körperlichen und/oder psychischen Zustand er/sie sich befindet – und Wertschätzung bilden für uns das Fundament. Seelsorge schenkt dem Menschen in der Begegnung auf Augenhöhe – im Angesehen-Werden – neues „Ansehen“, so wie Jesus es vorgelebt hat. In der seelsorglichen Begleitung haben wir keine fertigen Antworten auf die Fragen der Bewohner/innen. Vielmehr versuchen wir, die Menschen bei der Suche nach ihren je eigenen Antworten zu unterstützen. Dabei können Seelsorgende sich und ihre eigenen (Glaubens)-Erfahrungen als Deutungshilfe einbringen.

Seelsorgliche Begleitung erfolgt in Notsituationen – und im normalen Lebensalltag. Tragende Basis ist das Beziehungsdreieck „Gott – Du – Ich“: Gott ist stets dabei in der Seelsorge, auch wenn er im Gespräch nicht thematisiert wird; dafür ist der Seelsorgende Bürge.

Für wen ist Seelsorge da?

Uns ist wichtig: Das Angebot von seelsorglicher Begleitung gilt *für alle* Menschen in den Krefelder Caritas-Seniorenheimen, unabhängig von religiösen oder weltanschaulichen Positionen: Bewohner, An- und Zugehörige sowie hauptamtlich und ehrenamtlich Mitarbeitende.

Wer leistet bei uns Seelsorge im Altenheim?

Für uns gilt grundsätzlich: *Jeder* Mensch im Altenheim (Bewohner/in, Angehöriger, haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitender) kann einen anderen Menschen seelsorglich

begleiten. Die Menschen, die sich im Altenheim täglich begegnen, seien es Bewohner/innen oder Mitarbeitende, teilen viel Lebenszeit miteinander und erfahren „nebenbei“ von den Sorgen und den Freuden des anderen. Aus dieser natürlichen Nähe ergeben sich oft Gespräche mit seelsorglichen Inhalten (Schulderfahrungen, ungelöste Konflikte, alte Verletzungen, Gottes- und Kirchenbilder), die zu Entlastung und seelischem Frieden führen können.

„Seelsorge“ im herkömmlichen Sinn (Gottesdienste, Krankenkommunion, Spendung der Sakramente, Einzelbesuche) wurde in unseren Einrichtungen weitestgehend durch Mitarbeitende der Kirchengemeinden (d.h. im Sinne von externer Seelsorge) geleistet, bricht jedoch, vor allem bedingt durch Personalmangel, zunehmend zusammen.

An diesem Punkt der Überlegungen wurde für uns deutlich: Wenn wir Seelsorge in unseren Einrichtungen als zentrales Merkmal unserer Identität als Caritas wahrnehmen und auch beibehalten wollen, ist es unerlässlich, *innerhalb* der Einrichtungen Strukturen zur Sicherung von Seelsorge zu schaffen.

Unsere ersten Schritte zu einem neuen Modell

Unsere Vorstellungen von einem neuen Weg in unserer Altenheimseelsorge basieren auf den Überlegungen von Doris Nauer. Sie schlägt vor, neben der schon praktizierten haupt- und ehrenamtlichen Seelsorge die „nebenamtliche“ Seelsorge einzuführen: Mitarbeitende aus den Einrichtungen werden für seelsorgliche Begleitung qualifiziert und beauftragt; für ihre seelsorgliche Tätigkeit erhalten sie eine Freistellung.

Wir haben beschlossen, für diese „nebenamtliche Seelsorge“ in unseren 6 Altenheimen sowie in der Tagespflege ausschließlich Mitarbeitende aus dem *sozialen Dienst* zu qualifizieren, da es viele Gemeinsamkeiten zwischen Themen in der sozialen und in der seelsorglichen Begleitung gibt.

Bei der Auswahl der Kursteilnehmer/innen war es uns wichtig, Menschen zu finden,

die einer Kirche in der ACK angehören, in ihrem christlichen Glauben verwurzelt sind und dies auch ausstrahlen. Diese Mitarbeitenden wurden in einem umfangreichen Seelsorgekurs (150 Zeitstunden), auf ihre neue Tätigkeit vorbereitet.

Der große Seelsorgekurs findet an 15 einzelnen Tagen in einem Krefelder Pfarrzentrum statt; so können die je erarbeiteten neuen Perspektiven im Alltag schrittweise eingeübt werden. Zudem können auch Eltern mit kleineren Kindern die Teilnahme besser organisieren. Das Mittagessen wird vom fahrbaren Mittagstisch der Caritas Krefeld geliefert; um die übrigen organisatorischen Rahmenbedingungen kümmern sich Kursleitung und Teilnehmende selbst. Das hat in den Kursen zu einem starken Zusammenhalt geführt.

Die Referenten sind jeweils in ihrem Kursthemenfeld beruflich aktiv und von hohem Engagement in ihrer Tätigkeit geprägt, sodass die Themen nicht nur vom Kopf, sondern vor allem von der inneren Einstellung her vermittelt werden. Das Thema "seelsorgliche Haltung" zieht sich insgesamt wie ein roter Faden durch den Seelsorgekurs.

Neben dem Lernen im Kurs arbeiten die Kursteilnehmer/innen je in ihrer Einrichtung an einem eigenen Seelsorge-Projekt, das auch verschriftlich wird; so üben sie sich in ihre neue Aufgabe ein. Unterstützung bietet außerdem die Supervision, die hilft, sich mit der neuen Rolle auseinander zu setzen.

Nach erfolgreichem Abschluss des Seelsorgekurses wurden die Kursteilnehmer/innen in einem feierlichen Gottesdienst gesegnet und erhielten vom Caritas-Verband Krefeld ihre Beauftragung als „Kordinator/innen in der Seelsorge“ (befristet auf 5 Jahre). Die neue Tätigkeit ist als Stabsstelle im Organigramm der Einrichtungen verankert und umfasst 4 – 6h pro Woche. Sie beinhaltet die seelsorgliche Begleitung von Bewohner/innen und Angehörigen, die Organisation und Gestaltung der christlichen Kultur in der eigenen Einrichtung, die Vernetzung mit den Kirchengemeinden sowie die Koordination und Betreuung der externen seelsorglich tätigen Ehrenamtlichen.

Weitere Schritte

Im Verlauf des Projektes wurde eines rasch deutlich: Wenn wir Seelsorge innerhalb der Einrichtungen gewährleisten wollen, brauchen wir mehr Mitarbeitende, die *seelsorglich achtsam* in den Einrichtungen tätig sind. Wir entschieden uns daher zu einem weiteren großen Seelsorgekurs, an dem Mitarbeitende *aus allen Berufsgruppen* teilnehmen konnten; inzwischen sind wir in der Planung zum 4. Seelsorgekurs. Nach erfolgreichem Abschluss des Kurses tragen die Teilnehmenden, die *keine Freistellung* erhalten, die Bezeichnung „*Begleiter/innen in der Seelsorge*“. Sie leisten seelsorgliche Begleitung und Unterstützung der Bewohner/innen im Rahmen ihrer jeweiligen Tätigkeit. So wird Seelsorge in den Einrichtungen bei vielen verschiedenen Gelegenheiten möglich: während der Pflege, bei der Taschengeldausgabe, beim nachmittäglichen Kaffeetrinken, ...

Durch „Mund-zu-Mund-Propaganda“ ist vielen Mitarbeitenden klargeworden: Seelsorge ist nicht etwas für Exoten. Zudem kann sie sehr spannend sein. Und: Es lohnt sich auch für einen selbst, an dem Kurs teilzunehmen. Denn die bisherigen Kursteilnehmer*innen haben die Erfahrung gemacht, dass sie sich durch die Auseinandersetzung mit vielen Tabuthemen (z.B. eigene Endlichkeit – Sterben – Tod – Trauer) selbst verändern und Sicherheit gewinnen.

Mit zunehmendem Fortschritt des Projektes bestätigte sich zudem unsere Annahme, dass die neue „nebenamtliche“ Seelsorge nicht allein auf sich gestellt tätig sein kann, sondern Unterstützung und Begleitung durch eine hauptamtlich tätige Seelsorge benötigt. Um dies zu gewährleisten, entschied sich der Caritasverband Krefeld für eine *Caritas-interne hauptamtliche Seelsorge*. So entstand die neue *Stabsstelle „Seelsorge und christliche Unternehmenskultur“*, für deren Besetzung der Abschluss eines Theologie- bzw. Religionspädagogikstudiums Voraussetzung ist. Ihr obliegen die Unterstützung und Begleitung der „Kordinator(inn)en in der Seelsorge“, die *Fortbil-*

ung und Begleitung von Mitarbeitenden und Ehrenamtlichen bzgl. religiöser und spiritueller Themen sowie die *Mitarbeiterseelsorge*. Regelmäßige Gespräche mit der Geschäftsführung, den Einrichtungsleitungen sowie den Heimbeiräten und Mitarbeitenden in den Altenheimen sollen zudem helfen, dass Seelsorge sich so weiterentwickelt, wie es den Bedürfnissen der Menschen in den Einrichtungen der Caritas entspricht.

Verankerung von Seelsorge in der Struktur unserer Altenheime

Damit seelsorgliche Begleitung gewährleistet werden kann, ist es wichtig, dass sie fest im Alltag und in den Abläufen des Altenheims verwurzelt ist und immer wieder thematisiert wird. Daher halten die „Kordinator(inn)en in der Seelsorge“ engen Kontakt zu den Wohnbereichen, um bei Notlagen von Bewohner(inne)n rasch reagieren zu können. In den hausinternen Leitungsrunden ist „Seelsorge“ zu einem Tagesordnungspunkt geworden ebenso wie in den Konferenzen der Einrichtungsleitungen. In jeder Einrichtung ist inzwischen ein Arbeitskreis „Seelsorge“ etabliert; die Erstellung von hauseigenen Konzepten zu Seelsorge ist in Arbeit. In den Einrichtungen, die keinen eigenen Andachtsraum hatten, sind „Räume der Stille“ als Besinnungsorte entstanden (meist im Rahmen der Projektarbeit von Teilnehmenden des Seelsorgekurses). Regelmäßig finden gottesdienstliche Feiern, besonders auch für demenzerkrankte Bewohner/innen, statt, gestaltet von den Mitarbeitenden der jeweiligen Einrichtung. Wichtig ist für uns: *Seelsorgliche Begleitung hat ein Gesicht*. Das zeigt sich konkret auch in den neuen Seelsorgeflyern, in denen die Koordinator(inn)en und Begleiter(inne)n mit Foto zu sehen sind.

Das Krefelder Modell auf einen Blick

Aufgrund unserer bisherigen Projekt-Schritte ist das folgende Modell entstanden:

- a) *Caritas-interne Seelsorge*:
 - Stabsstelle „Altenheimseelsorge und christliche Unternehmenskultur“ (hauptamtlich)
 - Stabsstelle „Kordinator(inn)en in der Seelsorge“ (nebenamtlich)
 - „Begleiter/innen in der Seelsorge“
- b) *Externe Seelsorge*:
 - Priester, Diakone, Pastoral- und Gemeindereferenten/innen (aus Kirchengemeinden)
 - Ehrenamtliche aus den Kirchengemeinden

Fazit und Ausblick

In den Altenheimen der Caritas Krefeld hat Seelsorge immer eine wichtige Bedeutung gehabt. Allerdings war sie nicht im System „Altenheim“ verankert, sondern ein (externer) Dienst der Kirchengemeinden an den Bewohner(inne)n. Mit dem hier beschriebenen Weg implementiert der Caritasverband Krefeld „Seelsorge“ in das System seiner Altenheime und nimmt so seine Trägerverantwortung wahr. Seelsorge ist nicht mehr etwas Externes, quasi etwas für besondere Stunden, sondern Seelsorge gehört untrennbar zum Leben in den Caritas-Einrichtungen und zum Auftrag aller Mitarbeitenden dazu.

Anmerkung: In der jetzigen Corona-Krise sind wir besonders dankbar, auf unserem neuen Seelsorge-Weg schon viele Schritte getan zu haben, da den Menschen in unseren Einrichtungen trotz Besuchsverbot vertraute Seelsorgebegleiter/innen zur Seite stehen.

Literatur:

- *D. Nauer*: Seelsorgliche „Mitversorgung“ kritisch hinterfragen; Neue Caritas 19/2016; S. 9-12
- Diakonia Heft 4/2016 „Altenheimseelsorge“

Miriam Daxberger

Fuck Up Stories Aachen

Mit Gebeten, Jubel und Flüchen

Die Veranstaltungsreihe Fuck Up Stories (www.fuckupstoriesaachen.de) ist ein auf ein Jahr angelegtes Projekt zu Geschichten des Scheiterns und den daraus resultierenden Lernerfolgen. Das Projekt wird in Kooperation organisiert und veranstaltet. Geplant sind vier Veranstaltungen mit dem gleichen Ablauf und Konzept. Dabei wird jede Edition (dt. Ausgabe) durch ein anderes Handlungsfeld und entsprechenden Zielgruppen des Scheiterns bestimmt: Start-up (März 2020, März 2021), Non-Profit-Organisationen (Juni 2020) und Hochschule (November 2020). An einem Abend berichten drei bis vier Speaker jeweils von ihren Fuck Ups (engl.: Scheitern) und Learnings (engl.: Lernerfolge). Ein/e Moderator/in führt durch den Abend. Abschließend ist Zeit zum Netzwerken geplant. Gemeinsam mit dem QuellPunkt-Team und sechs Kooperationspartner/innen wurden die ersten Fuck Up Stories, der Pretest, mit einer Edition für Gründer/innen und Gründungsinteressierte am 12. März 2020 durchgeführt. Dieser Artikel gibt Auskunft über die Idee und Erfahrungen des Projekts, die Philosophie des Scheiterns, die konzeptuelle Umsetzung und erste Lernerfahrungen.

Projektfeld Campus Melaten

Die Projektidee ist aus einem Wunsch einer Mitarbeiterin der RWTH International Academy entstanden, mit der wir als „Nachbarin“ des QuellPunkts bereits zuvor Kontakt hatten. Sie kam mit einer Veranstaltungs-idee auf uns Mitarbeiter/innen zu: Sie

hatte von dem Thema Mindset gehört und wünschte sich eine Auseinandersetzung dazu. Sie kommunizierte transparent, dass sie nicht an der Weiterentwicklung oder Durchführung beteiligt sein kann, weshalb ich zunächst eigenständig an der Idee weitergearbeitet habe. Bei der Einarbeitung bin ich auf die FuckUp Nights¹ aufmerksam geworden: Im Jahr 2012 entstand die Idee in Mexiko City und ist heute eine globale Bewegung.

Im QuellPunkt, der seit zwei Jahren auf dem Campus Melaten angesiedelt ist, gehören die Zusammenarbeit mit Kooperationspartner/innen und das Eingehen auf die Wünsche von Menschen, zum Konzept. Folglich suchte ich Partner/innen, um die Idee zu realisieren. Dabei begegnete mir Ablehnung, Desinteresse und Interesse. Sechs Monate lang brauchte ich einen langen Atem und dabei stand die Idee immer wieder vor dem aus. Ich besuchte Veranstaltungen, bei denen Menschen aus der Gründerszene angesprochen wurden. Zugleich diente der Besuch der Veranstaltungen der Überprüfung der Projektidee. Sofern die Zielgruppe nicht interessiert gewesen wäre, wäre eine Weiterarbeit nicht sinnvoll gewesen. Mit Christina Mertsch, der Vertreterin von RWTH Innovation, als erster Partnerin kam Dynamik in den Prozess. Sie war von der Idee überzeugt und arbeitete gemeinsam mit mir weiter, um Fragestellungen zu überprüfen und mit kritischem Blick das Format anzupassen. Die folgenden Kooperationspartner/innen sind Expert/innen der angedachten Zielgruppen und wurden dem Format entsprechend angesprochen oder sind auf mich zugekommen. Insgesamt arbeiten nun sieben Kooperationspartner/innen gemeinsam und verwirklichen diese Idee. Die personellen Ressourcen haben es auch ermöglicht, gemeinsam eine Bild-Wort-Marke zu entwerfen und zu gestalten. Der neue Titel und das Aachen-spezifische Logo bedeutete zugleich eine thematische und organisatorische Abkopplung von den FuckUp Nights.

Das Projekt zeigt eine Pastoral der „Weite“² und der „Tiefe“³: Eine pastoral der Weite zeichnet sich dadurch aus, dass wir Gesprächs- und Koalitionspartner für Kirchentreu und Kirchenfremde im öffentlichen Leben sind. In einer kulturellen Diakonie haben wir ein niedrigschwelliges Angebot und gehen auf ethische, diakonische und soziale Bedürfnisse ein. Das QuellPunkt-Team praktiziert eine einladende Kirche mit einem qualifizierten und transparenten Angebot. In der Tiefe wird der Dialog zum Thema Scheitern und den daraus resultierenden Lernerfolgen ermöglicht. Für mich wird die Liebe Gottes vor allem in Momenten des Scheiterns spürbar und so „aus der Mitte des christlichen Glaubens und seiner Tradition der Dialog mit den Menschen gesucht“.

Auf dem Campus Melaten arbeiten Menschen in verschiedenen Instituten und Einrichtungen. Es ist vor allem ein Umfeld, welches von wissenschaftlichem und wirtschaftlichem Erfolgswunsch angetrieben wird. Ulrich Lüke, ehemaliger Professor an der RWTH Aachen, reflektiert hierzu kritisch: „Ich glaube, wir haben in unserem wissenschaftlich-technischen und wirtschaftlichen Perfektionstrieb zu lange nur darauf geachtet, daß wir ‚spitze sind‘ und dabei vergessen, darüber nachzudenken, wohin diese Spitze zeigt.“⁴

Das Projekt wurde folglich im Bereich der Hochschulpastoral angesiedelt. Für viele Studierende ist Aachen ein Lebensort auf Zeit. Mit den Veranstaltungen übers Scheitern bieten wir Menschen „Wegbegleitung und Unterstützung [bei] ihrer Suchbewegung“⁵. „Dabei wird die konkrete Sorge und Not der Betroffenen ernst genommen und gemeinsam mit den Studierenden [und anderen Partnern] nach Lösungsmöglichkeiten gesucht.“⁶

Failosophie

Beim Scheitern im ganzheitlichen, negativen Sinne geht es ums Ganze: Es wirkt

zerstörerisch. Lange galt Scheitern als Tabuthema, rückt heute jedoch mehr in die Öffentlichkeit und Forschung. Die Kunst des Scheiterns ist, das Unfassbare auszuhalten, ohne sich zu verlieren und einen offenen Umgang damit zu pflegen. Scheitern wird zur Lebenskunst und Teil des biografischen Lernens. Den Speakern und Besucher/innen bieten die Veranstaltungen die Möglichkeit einer Auseinandersetzung und Versöhnung mit dem eigenen Scheitern: „Scheitern ist ziemlich menschlich. Wo es zur Passage und Übergang zum Anderen wird, gewinnt eine neue Gestalt von Menschsein Raum. Die entdeckt in den Fragmenten des Lebens neuen Glauben und belebt Scheitern, statt es zu tabuisieren.“⁷

In der Fastenzeit fand die erste Veranstaltung der Fuck Up Stories statt. Christ/innen bereiten sich in dieser Zeit physisch und psychisch auf die „Nagelprobe“⁸ Jesu vor. Das Erste und Zweite Testament sind durchzogen von existenziellen Krisen, Gründer- und Scheitergeschichten. In der Bibel ist das Wort „Scheitern“ so nicht zu finden. In antiken Wertvorstellungen war der Verlust der Ehre das schlimmste Übel. Dabei können die meisten Texte des Ersten Testaments als Krisenliteratur interpretiert werden. Das Scheitern führt dabei nicht gleich zur Vernichtung, sondern steht im Kontext des Rettungshandelns Gottes. Nur: Was ist, wenn Gott selbst scheitert? Zugespitzt: Der christliche Glaube basiert auf einer Fuck Up Story. Die Auferstehungsbotschaft besitzt eine „unsere Realität von Grund auf verändernde Sprengkraft“⁹. Am Kreuz lässt Christus sich „festnageln“¹⁰ für den Glauben an eine alternative Gesellschaftsordnung, die Gottesherrschaft. Jesus verunglückt am Machtanspruch der Römer. Die Nachfolger/innen lassen Jesu Scheitergeschichte aber keine Geschichte des Scheiterns sein. Jesus schreibt mit den Jünger/innen Gründungsgeschichte. Die Aussendung der Zwölf ist Auftrag und Handlungsempfehlungen für die Jünger/innen und kann auch für heutige Gründer/innen gelten: Jesus erteilt den Jünger/innen den Auftrag und sendet sie

zu zweit aus, um zu helfen (vgl. Mk 6,7). Die Nachfolger/innen haben den Auftrag, eine Notlage zu erkennen und zu handeln. Auf ähnliche Weise sehen Gründer/innen eine Lücke und suchen gemeinsam im Team nach Lösungen, um diese zu füllen. Im Markusevangelium heißt es weiter, wenn die Jünger/innen scheitern, sollen sie sich den Staub von den Gewändern abschütteln und weitergehen (vgl. Mk 6,11). Anschließend versammeln sich Jesus und die Jünger/innen und erzählen von ihren Erlebnissen (vgl. Mk 6,30). Sie bearbeiten gemeinsam das Erlebte, die Erfolge und Misserfolge, in der Narration. Abschließend gehen sie an einen einsamen Ort, um sich auszuruhen (vgl. Mk 6,31). Ähnliches haben die Speaker der Veranstaltung im persönlichen Gespräch mit mir berichtet. Narration und Einsamkeit können helfen, Erlebtes zu verarbeiten. So wird die Möglichkeit eröffnet, das Erlebte zu reflektieren und positiv in die Biografie zu integrieren.

Das Veranstaltungsformat sowie der Titel sind milieuorientiert, zeitgemäß und provozierend. Die religiösen Orientierungen und Bekenntnisse der Zielgruppe sind divers und nicht primärer Anlass, an den Veranstaltungen teilzunehmen. Hier ist also nicht die im klassischen Sinn in der Taufe vereinte Gemeinschaft zu finden. Vielmehr möchten sich die Besucher/innen mit dem Thema Scheitern auseinandersetzen und netzwerken. Es ist eine Zusammenkunft von Menschen auf Zeit, die sich mit den (eigenen) Grenzen und Grenzerfahrungen auseinandersetzen wollen. Neben dem primären Anlass und der primären Zielgruppe möchte das Quellpunkt-Team auch selbst Lernerfahrungen zum Umgang mit Scheitern sammeln, um innerkirchlich eine positive Fehlerkultur anzuregen.

Kooperationspartner

Das Projekt findet in Kooperation mit sechs Kooperationspartner/innen statt,

die teilweise ihren Sitz am Campus haben. Gemeinsam mit ihnen hat das Quellpunkt-Team beschlossen, die erste Fuck Up Stories zu planen, zu organisieren und durchzuführen. In der Zusammenarbeit und anhand der ersten Veranstaltung wollen wir lernen und das Veranstaltungsformat weiterentwickeln. Die Mitarbeiter/innen des Quellpunkts sind in dem Planungsteam ungewohnte Partner für die nichtkirchlichen Akteure. Vier Kooperationspartner kennen und begleiten die Start-up Community in Aachen. In insgesamt vier persönlichen Treffen haben wir Aufgaben, je nach Zeit und Charisma, verteilt. Es beteiligten sich insgesamt sieben Hauptamtliche und drei Ehrenamtliche, die nach Bedarf im eigenen Team Personen mit Aufträgen betrauen. Hinter diesen Organisationen verbergen sich weitere Partner/innen, wie die Gründerregion Aachen und das Bonifatiuswerk. Jeder Partner steuert individuelle Ideen und Ressourcen, wie eine Presseabteilung, ein Marketingmanagement, Grafiker, Rechtsabteilung, usw. bei. In der Projektorganisation stehen nicht nur die unterschiedlichen Personen, sondern auch wertvolle Strukturen und Organisationen hinter den Personen. Diese haben jeweils eigene Interessen, die in der Vorbereitung und Umsetzung auch richtungsweisend waren.

Das Kernteam passt sich für kommende Editions in Absprache mit allen je neu individuell an. Das gilt auch, wenn punktuell weitere Partner/innen hinzukommen. Wir wollten die erste Veranstaltung gemeinsam durchführen, um auch gemeinsam aus unseren Fehlern zu lernen. Die Leitung wird ebenfalls wechseln und das Kernteam wird punktuell unterstützen.

Die primäre Zielgruppe für die erste Edition waren gründungsinteressierte Menschen und Gründer/innen. Diese bewegen sich vornehmlich im Milieu der Performer, sowie im Expeditativen. Die Zielgruppe der Veranstaltung waren primär kirchenferne Besucher/innen. Die bisher in Aachen un-

bekannte und neue Veranstaltung musste sich in der Öffentlichkeit behaupten, in das betreffende Milieu passen und mit kritischem Anspruchsdenken bei Freizeitangeboten mithalten. Der Kirche als Institution wird von dieser Zielgruppe wenig ethische und kulturelle Vielfalt zugesprochen und sogar Antworten auf echte Themen des Alltags abgesprochen.¹¹ Unsere Initiierung des Formats und die Mitarbeit an seiner Entwicklung bricht dieses Urteil auf.

Gemeinsam mit den Kooperationspartner/innen wurden die Speaker des Abends ausgewählt und angesprochen. Sie waren mit ihrer Story entscheidend für eine gelungene Veranstaltung. Jene teilten vier Speaker in jeweils sieben Minuten, an die anschließend Fragen zu stellen die Besucher/innen sieben Minuten Zeit. Durch die Speaker wurde sichtbar, dass es im Leben Fuck Ups gibt, die in die eigene Biografie integriert werden können. Sie unterschieden sich in Geschlecht, Herkunft und den Gründen des Scheiterns. Diversität ist eine Grundlage unserer Arbeit. Sie bekamen kein Honorar für den Abend, sondern bei Bedarf die Fahrtkosten erstattet. Ich war die feste Ansprechpartnerin für die Speaker im Team. In Vorgesprächen habe ich sie zu seiner/ihrer Story interviewt. So haben wir herausgefunden, ob das Scheitern überwunden und reflektiert wurde. Dies war und ist den Kooperationspartner/innen wichtig, da sonst für die Speaker und auch den Besucher/innen die Gefahr der Überwältigung droht. Die Speaker sollten weder Unverarbeitetes auf die Bühne bringen, noch die Zeit zur Selbstdarstellung und Glorifizierung der Erlebnisse nutzen.

Laura Slade war ein Speaker an dem Abend. Sie ist Mitgründerin von Casachef, einer Plattform für Social Dining. Das sozial orientierte Unternehmen bot Menschen eine Möglichkeit, sich mit ihnen fremden Personen aus Aachen zu Hause zum Essen zu verabreden. Die Non-Profit-Organisation mit über 2000 Mitgliedern entwi-

ckelte sich von Aachen aus auch in andere Städte Deutschlands. Neben den privaten Kochtreffen gab es auch Events und Kooperationen zur Nachhaltigkeit. Das Gründungsteam suchte einen Investor, um ihr Start-up in ganz Deutschland zu etablieren. Als ein Investor ernstes Interesse signalisierte und erste Gespräche geführt wurden, entstanden Konflikte im Team. Laura hat sich dagegen entschieden, mit den Ideen oder Teilen des Unternehmens ein neues Unternehmen aufzubauen. Sie hat nach langem Überlegen den für sie schweren Entschluss gefasst, einen fairen Abschluss zu machen. Ihre Learnings sind es, Gastgeber und gastfreundlich zu sein, was weiterhin richtungsweisend für ihre Arbeit als Organisationsentwicklerin, Coach für Teambuilding und Führungskräfte ist.

Das vernetzte, agile und hoch innovative Arbeiten der Kooperationspartner/innen und Gründer/innenszene beinhaltet noch unbekanntes Potential für die Pastoral. Gründer/innen haben eine Lücke entdeckt und arbeiten an skalierbaren Lösungen für eine Gruppe von Menschen. Viele Besucher/innen sind Studierende oder Absolventen, die mit der RWTH oder FH Aachen verbunden sind. Sie befinden sich also in einer Neuorientierungs- und Identitätsentwicklungsphase. Durch die verändernde Ästhetik der Social Media treten diskursive Erfahrungen und kritische Welterfahrung zunehmend in den Hintergrund, wohingegen die Fuck Up Stories diese Lücke schließen und ein ungewöhnliches Angebot schaffen.

Das QuellPunkt-Team reflektiert die Erfahrungen in diesem Projekt mit der Unterstützung des Bonifatiuswerks und dem ZAB der RUB. Das Bonifatiuswerk fördert uns durch die Möglichkeit einer umfassenden Evaluation, Öffentlichkeitsarbeit und die Aufnahme in das Netzwerk „Räume des Glaubens eröffnen“.

Fazit

Es fand eine quantitative und qualitative Evaluation der ersten Fuck Up Stories unter Besucher/innen und Mitarbeiter/innen statt. So können wir mit den Kooperationspartner/innen anhand von Rückmeldungen aus der Innen- und Außenperspektive das Format verbessern und weiterentwickeln. Die Besucher/innen und wir Mitarbeiter/innen waren mit der Durchführung der Veranstaltung sehr zufrieden. Unsere Zusammenarbeit haben wir in einem persönlichen Gespräch evaluiert. Bei der Vorbereitung hatten wir verschiedene Fuck Ups und Learnings, die wir in der weiteren Zusammenarbeit anpacken. Eine relevante Erkenntnis für mich ist, dass das ausgewählte Format der Exkulturation der Katholischen Kirche entgegenwirken kann.¹² Meine Verbindung zu Gott kann und will ich den Menschen nicht überstülpen, vielmehr wird mein Glaube als Teil von mir und auch Fundament in meinem Handeln sichtbar. Es liegt mir fern, jemanden mit meinen Überzeugungen zu überwältigen. Es liegt in meiner Verantwortung, Kirche als Player und Ansprechpartner/in sichtbar zu machen, was in vielen Gesprächen über Gott und die Welt gelang. Dabei liefere ich keine fertigen Antworten, sondern begleite die Akteure im Such- und Findungsprozess. Mein theologisches Interesse teilen das QP-Team jedoch nicht alle der Kooperationspartner/innen. In der Sache sind wir uns allerdings einig: Wir wollen Scheitern als Tabu in Aachen aufbrechen und salonfähig machen.

Der Titel und das Format sind adaptiert. Wir haben beschlossen, das Veranstaltungsformat an die FuckUp Nights anzulehnen. Ursprünglich wollten wir sogar Teil davon sein. Eine Privatperson sollte, so FuckUp Nights, eine Lizenz erwerben. Dies konnten und wollten wir auf Grund des Zusammenschlusses von Kooperationspartner/innen und Einrichtungen nicht. Wir haben eine Zusammenarbeit von unserer Seite abgelehnt und nach

einem neuen Titel und Logo mit unserer Zielgruppe und Fokusgruppenbefragung gefunden.

Arbeiten in Kooperation mit nicht-kirchlichen Partnern und der Gründer-Szene ist „ein Lernort für die Kirche selber und Prototyp ihres zukünftigen, innovativen Handelns“¹³. Einige Kooperationspartner/innen konkurrieren in einem wirtschaftlichen Wettbewerb, in dem es auch um die Akquirierung von Sponsoren und somit um deren weitere Existenz geht. Die Mitarbeiter/innen des Quellpunkts befinden sich in der „Luxussituation“, dass ihre Arbeit und Ideen von Menschen durch die Kirchensteuer getragen werden. Damit einher geht für mich die Verantwortung, qualitativ gute Arbeit, verantwortungsvollen Umgang mit Geldern und Ideen zu ermöglichen. Dabei können die Katholische Kirche, der Glaube und wir als Personen nicht alle Fragen beantwortbar machen, sondern da sein, sie in Gebete, Jubel und Flüche verwandeln. Dies wurde am Veranstaltungsabend hörbar und spürbar.

Das interdisziplinäre Zusammenspiel in einem multiprofessionellen Team brachte in der Zusammenarbeit auch Herausforderungen mit sich. Neben den organisatorischen und konzeptionellen Diskursen mit den Akteuren gehörte die Sprache an sich auch zu den Gegenständen des gegenseitigen Lernprozesses. Die kirchliche Sprache ist vielen Menschen fremd geworden. Dabei wurde die Sprache zum Medium, das sich anpasste und manchmal nicht passte. Das Kennenlernen und Verstehen des Milieus geht leise mit dem Verdacht der Anpassung einher und damit einem Verlust des Profils. Dabei nutzen wir unsere Wurzeln. Ich wünsche mir, dass wir in Kirche mutiger mit unseren Fails und Learnings umgehen, mehr noch von Best-Practice lernen. Fuck Ups gehören zur Arbeits- und Lebenswelt: „Schüttle den Staub von deinen Füßen ab!“ (vgl. Mk 6,11). Das Veranstaltungsformat und die beteiligten Akteure können inspirie-

ren und uns wachsen lassen. Das Format hat das Potential, langfristig in Aachen zu bestehen.

Anmerkungen:

- 1 <https://fuckupnights.com/>
- 2 S.: Paul, Theo: Geistliche Trockenheit – Eine Karstamstags-Christologie, in: Büssing, Arndt; Dienberg, Thomas (Hrsg.): Geistliche Trockenheit. Empirisch, theologisch, in der Begleitung. Münster 2019, 205–213, S. 206f.
- 3 Ebd., S.207.
- 4 Lüke, Ulrich: Erregung öffentlichen Umdenkens. Anstößige Gedanken im Kirchenjahr. Regensburg 1993, S. 163.
- 5 Bistum Aachen: Konzept der Hochschulpastoral im Bistum Aachen. Aachen 2012, S. 2.
- 6 Ebd. S. 4.
- 7 Kern, Christian: Ziemlich menschlich. Zum gesellschaftlichen und spirituellen Umgang mit Scheitern heute, in: Bibel und Kirche 72 (2017), 163–169, S.168.
- 8 Vgl. Lüke, Ulrich: Erregung öffentlichen Umdenkens, S. 34.
- 9 Ebd., S. 36.
- 10 Ebd., S. 34.
- 11 Vgl. Hillebrand, Bernd: Praxisfeld Hochschuleseelsorge. „... passt zu mir oder passt nicht zu mir!“ Milieusensibel Gott verehren, in: Sellmann, Matthias/Wolanski, Caroline (Hrsg.): Milieusensible Pastoral. Praxiserfahrungen aus kirchlichen Organisationen. Würzburg 2013, 171–193, S.176.
- 12 Vgl.: Sellmann, Matthias: Eine „Pastoral der Passung“. Pragmatismus als Herausforderung einer gegenwartsfähigen Pastoral(theologie), in: Lebendige Seelsorge 62 (2011), 2–10, S. 3.
- 13 S.: Schaufelberg, Thomas: Coworkingspace als Lernort für pastorale und soziale Innovation. Prototyp einer neuen kirchlichen Lern- und Innovationskultur, in: Lebendige Seelsorge 68 (2017), 437–441, S. 437.

Dominik Arenz

Sakramental

Gedanken zum Leben der Kirche im Anschluss an eine jugendpastorale Ausstellung



Abb. 1: „Gefahrzeichen“

Die deutsche Straßenverkehrsordnung führt unter §40 als erstes „Gefahrzeichen“ im Straßenverkehr ein Ausrufezeichen in einem rot umrandeten Dreieck (Abb. 1). Das Zeichen mit der Nummer 101 warnt die Verkehrsteilnehmer/innen mit seinem Ausrufezeichen vor einer vor ihm oder ihr liegenden „Gefahrstelle“, die nicht weiter beschrieben wird. „Achtung, Gefahr!“ ist sozusagen die Botschaft des Verkehrsschildes.

Die jugendpastorale Ausstellung „Sakramente. Zeichen der Liebe Gottes...“, die der Fachbereich Katechese und Spiritualität der Katholischen Jugendagentur Bonn seit etwa einem Jahrzehnt regelmäßig an verschiedenen Orten präsentiert¹, nutzt dieses und andere Verkehrszeichen zur Hinführung und Veranschaulichung der sieben Sakramente für Firmgruppen, Schulklassen und andere interessierte Jugendliche. Gefahrzeichen 101 ist mit den Worten 'Los gehts' beschrieben und führt hin zum Sakrament der Taufe. Im Kontext der Ausstellung erfahren Jugendliche also nicht nur die Verkehrszeichen in einer neuen Funktion, sondern zugleich auch die Sakramente aus einer neuen Perspektive. Dabei zeigt sich m.E. ein Rhythmus, der auch über den Kontext der Mitmachausstellung hinaus über das sakramentale Leben der Kirche zu denken gibt.

Verkehrszeichen	Worte (symbolische Formatierung)	Sakrament
Achtung Gefahr	<i>Los geht's!</i>	Taufe
Vorfahrt des Gegenverkehrs beachten	<i>Begegnung</i>	Eucharistie
Kreuzung: rechts vor links	<i>Entscheidung</i>	Firmung
Vorfahrt beachten	<i>Vorfahrt für Gott</i>	Weihe
Fahrbahnverengung	<i>sich nähern</i>	Ehe
Sackgasse	<i>Bitte wenden!!</i>	Buße
Krankenhaus/Erste Hilfe	<i>„Mut“aufnahme</i>	Krankensalbung

Tab. 1: Die erkenntnistheoretische „Entschlüsselung“ der Ausstellung

Vom Zeichen zum Symbol zum Sakrament – zum erkenntnistheoretischen Rhythmus des Sakramentalen

Die Bildwelt der Ausstellung bedient sich in ihrer Dramaturgie letztlich drei erkenntnistheoretischen Schritten, die zugleich den Rhythmus des Sakramentalen schlechthin verdeutlichen: Zunächst steht das Verkehrszeichen für sich. Als *Zeichen*, das den Verkehr regelt, ist es eindeutig, sonst würde es nicht regeln, sondern verwirren – anders gesagt: Es würde nicht schützen, indem es Autofahrer/innen auf eine Gefahr aufmerksam macht, sondern gefährden, wenn diese sich z.B. im Gegenteil durch das Ausrufezeichen angespornt fühlen, schneller zu fahren. In einem zweiten Zugang tritt in der Ausstellung zum Zeichen das Wort, das die materiale Eindeutigkeit des Zeichens in einen neuen Kontext stellt. Gerade das Beispiel der „Gefahrstelle“ verdeutlicht diese neue Formatierung, weil ja die Worte „Los gehts“ geradezu die gegenteilige Wirkung dessen hervorbringen, die das Verkehrszeichen provozieren will, nämlich langsamer zu fahren. So interpretieren die Worte das eigentlich eindeutige Schild in Richtung von „Aufmerksamkeit“, „Achtsamkeit“, „Aufbruch im Denken/Sein“ etc. M.a.W.: Das Wort macht aus dem eindeutigen Zeichen ein interpretationsfähiges *Symbol*, das hinter seiner materialen Bedeutungsweise noch eine zweite Ebene,

die Ebene der kontextuellen Interpretation eröffnet. Das Zeichen wird Symbol für – in diesem Fall – die Taufe.²

In Tabelle 1 werden die sieben symbolischen Formatierungen der Verkehrszeichen in der Ausstellung kurz zusammengestellt.

Die symbolisch formatierten Zeichen verweisen in einem dritten Schritt auf die sieben *Sakramente* der Katholischen Kirche (vgl. Tab. 1); sie sollen deren Inhalt (ausschnittshaft) zum Ausdruck bringen: den Anfang eines neuen Lebens in der Taufe, die Christusbegegnung in der Eucharistie



Abb. 2: Postkarte „Eucharistie“

(vgl. Abb. 2), die Umkehr in der Buße etc. Als „Zeichen der Liebe Gottes“, wie der Untertitel der Ausstellung betont, können die Sakramente zusammengefasst werden als Ereignisse der je anderen (heilenden, stärkenden, versöhnenden ...) Zuwendung Gottes bzw. der immer neuen Zuwendung (als Umkehr, Ruf, Entscheidung ...) des Menschen zu Gott.

Vom Zeichen zum Symbol zum Sakrament – die Ausstellung gibt implizit einen erkenntnistheoretischen Rhythmus vor, der sich in ähnlicher Weise auch im Feiern der Sakramente zeigt, werden doch die eindeutigen und uneindeutigen Zeichen und Symbole der Elemente und Handlungen (Wasser, Salben, Brot, Handauflegung etc.) sakramental als hervorragende Ereignisse göttlicher Zuwendung (Gnade) verwandelt, an denen sich Heils- und Individualgeschichte verdichtet kreuzen. M.a.W.: Die Ausstellung vollzieht die Perspektive des Beobachters nach, der das Sakramentale „liest“ und involviert wird.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat zu Beginn seiner Konstitution über die Kirche *Lumen Gentium* die Kirche als Sakrament bezeichnet, „d.h. Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott und für die Einheit des ganzen Menschengeschlechts“ (LG 1). In dieser Aussage wird zunächst der Zweck eines Sakraments beschrieben: Es stiftet Gemeinschaft zwischen den Menschen und der Menschen mit Gott. Gleichzeitig beschreibt die Aussage aber auch das Wesen des Sakraments: Es ist Zeichen und Werkzeug. Es ist also Zeichen, aber gleichzeitig nicht nur Zeichen, sondern auch Werkzeug; es verweist auf die oben genannte Wirkung, aber nicht nur – es bewirkt sie auch schon. Im Zusammenhang der Sakramente hat Hans-Joachim Höhn entsprechend einmal formuliert, dass religiöse Symbole „recht verstanden nichts Ganzes und nichts Halbes sind“: Ein Ganzes seien sie nicht, weil sie ja nur auf etwas Anderes verweisen; aber nur ein Halbes seien sie auch nicht, weil sie ja nichtsdestoweniger dieses Andere gerade dadurch vergegenwärt-

tigen, indem sie darauf verweisen.³ Das Sakrament ist also ein Zeichen, aber dann doch nicht im eigentlichen Sinn reines Zeichen; denn es verweist ja nicht nur auf das Andere, es bleibt ihm nicht äußerlich. In diesem Zusammenhang hat vor allem Karl Rahner für das Sakrament den Begriff „Symbol“ und „Realsymbol“ stark gemacht⁴: Im Symbol ist das, was symbolisiert wird, bereits anwesend; entsprechend geschieht bereits im Vollzug etwas, verändert sich bereits im Vollzug die Wirklichkeit.⁵

Es wird deutlich: Das Sakramentale integriert zentrale Vokabeln religiöser Sprache in seine Definition: Um das Sakrament zu erkennen, müssen auch die Begriffe ‚Zeichen‘ und ‚Symbol‘ verstanden sein. Die Inszenierung der jugendpastoralen Ausstellung kann in diesem Zusammenhang geradezu als Symbolisierungsprozess bzw. „Zeichenbildung“ beschrieben werden; die Jugendlichen als Adressaten der Ausstellung können zu „Zeichendeutern“ werden, wenn sie den „Gebrauch von Zeichen ... studieren, ... probieren und ... kritisieren“⁶.

Mit der Terminologie sind Aspekte der Zeichendidaktik Michael Meyer-Blancks ausgewiesen: Diese hat ihre Stärke darin, deutlich zu machen, dass Zeichenbildung *in usu*, d.h. im Nutzen des Zeichens erfolgt: „Nicht die Symbole [selbst] führen demnach zum Verstehen des Glaubens, wohl aber die mit den Zeichen symbolisierenden Subjekte“⁷, d.h. im Hinblick auf die Sakramente etwa die Liturgie feiernden Personen und die kirchliche Formatierung. Damit fordert die Zeichendidaktik religiöse Bildung heraus, weil religiöse Zeichen als religiöse Zeichen nicht bloß beschreibend erschlossen werden können, um verstanden zu werden (s.o.). Vielmehr werden sie im Perspektivenwechsel nachvollzogen, d.h. erprobt und reflektiert.⁸ So eröffnen die Zeichen, also hier die Sakramente und die für sie genutzten Symbolisierungen, den Horizont einer christlich-religiösen Kommunikation, die im sakramentalen Handeln der Kirche als „Zeichen der Liebe Gottes“ zu den Menschen erfolgt. Dieser

Prozess lässt sich anhand der jugendpastoralen Ausstellung nachzeichnen, weil diese die Verkehrszeichen aus ihrem ursprünglichen kommunikativen Rahmen, der Straßenverkehrsordnung (StVO), als ihrem Code⁹, mit dem (allein) ihnen Bedeutung zukommt, mittels der symbolischen Formatierungen herauslöst und in einen neuen Kontext (Kirche) mit einem eigenen Sprachcode setzt. Kurzum: „Das ‚Mehr in den Dingen‘ wahrzunehmen ist ein guter Anfang für das Nachdenken über Religion“¹⁰; der „Sprung in die sakramentale Wirklichkeit“¹¹ eröffnet einen Perspektivenwechsel.

Zur paradoxalen Grundstruktur des Sakramentalen

Bisher wurde der erkenntnistheoretische Rhythmus des Sakramentalen vom Zeichen zum Symbol zum Sakrament im Anschluss an die jugendpastorale Ausstellung dargestellt. Im Folgenden soll in einem zweiten Schritt der Blick auf die paradoxale Grundstruktur des Sakramentalen gerichtet werden. Unter „paradoxal“ ist das sozusagen *translogische* Zusammen und Zugleich zweier einander logisch widersprechender Pole zu verstehen. Mit dieser formalen Grundbeschreibung kann mit Henning Schröer das Paradox theologisch wie folgt beschrieben werden:

„Das Paradox als Speerspitze eines freien Denkens, das der Überraschung und Erwartung fragmentarisch hoffend Raum gibt und Unruhe in die geregelten Systeme bringt ..., [kommt] als *praeludium aeternitatis* dem theologischen Denken zu. Die in der Rechtfertigung eröffnete Heilung [des Paradoxen, DA] zeigt sich im Gebiet der Erkenntnis nicht als *sacrificium intellectus* [d.h. als Opfer des Verstandes, DA], sondern als *sacramentum intellectus*, für die das Paradox ein außerordentliches Denk- und Sprachzeichen ist.“¹²

Sakramente sind paradox: Das, was sich dort vollzieht, übersteigt, was das Auge dabei sieht. Par excellence bringt dies der

Eucharistiehymnus des Thomas von Aquin zum Ausdruck: „Augen, Mund und Hände täuschen sich in dir“; im lateinischen Original: „*Visus, tactus, gustus in te fallitur*“ (das Sehen, Tasten, Schmecken wird in dir getäuscht). Unter den wahrnehmbaren Dingen und mit den sichtbaren Handlungen ereignet sich – unsichtbar/verborgen – göttliche Wirklichkeit, ist also Gott als unsichtbar Handelnder anwesend. Von dieser Anwesenheit und diesem Handeln Gottes erzählen die Worte, die die sakramentalen Handlungen begleiten bzw. – in sakramententheologischer Sprache – die den Elementen und Zeichen (neue) Form geben, sie also – im o.g. Sinn – formatieren. Bei Thomas von Aquin heißt es: „doch des Wortes Botschaft offenbart dich mir“ bzw. „*sed auditu solo tuto creditur*“ (aber durch das Hören allein wird sicher geglaubt). Kurzum: Die Sinne und die Sinnesorgane täuschen sich in ihrer Wahrnehmung des Ereignisses; erst das gehörte und geglaubte Wort macht die heilsereignende und Heilung fragmentarisch erhoffende (Schröer) Tiefe der Zeichen und Zeichenhandlungen offenbar (*praeludium aeternitatis*).

Sakramentale Wirklichkeit ist also komplex, weil sich menschliches und göttliches Tun verbinden, und paradoxal, weil dies zusammen und zugleich geschieht, weil sich die göttliche Wirklichkeit gerade *im* Menschlichen ereignet, begreifbar wird und sich dennoch der Greifbarkeit entzieht. Sakramente folgen dabei der „Logik der Inkarnation“¹³, dem „Paradox der Paradoxe“¹⁴, in dem Gott und Mensch, Zeit und Ewigkeit, Personalität und Universalität – paradoxal – zusammenfallen.¹⁵

Sakramentalität lesen

Es zeigt sich: Die Beschäftigung mit den Sakramenten und von da aus mit Sakramentalität als dem, was allen Sakramenten gemeinsam und Prinzip kirchlichen Lebens ist, ist anspruchsvoll und voraussetzungsreich; das macht das Thema zu einer Herausforderung für kirchliches Reden und Tun, sei es in der Pastoral, in Katechese oder auch im Re-

ligionsunterricht. Dies gilt umso mehr, als die genannte Verweiskfunktion der Dinge, der Sprache und der Handlungen, d.h. ihr Symbolgehalt, vielen Kindern und Jugendlichen (aber auch Erwachsenen) zumeist ebenso fremd wirkt wie die transzendente Dimension des Geschehens.¹⁶ Der Paderborner Religionspädagoge Oliver Reis betont im Hinblick auf die Beschäftigung mit Sakramenten im konfessionellen Religionsunterricht, dass Vorerfahrungen mit sakramentalen Feiern oder sogar die (familiäre) Reflexion auf das Geschehen selbst in Lerngruppen, die nur aus katholisch getauften Kindern und Jugendlichen bestehen, selten geworden sind. Die Forderung, dass ein solch mehrdimensionaler Lerngegenstand daher entsprechend Sache des Unterrichts der Sekundarstufe II, d.h. also älterer Jugendlicher und nicht schon von Kindern, sei¹⁷, lehnt er jedoch m.E. zu Recht ab, denn „[d]ie Wirklichkeit sakramental lesen zu können, ist keine Frage des Alters, sondern ... gegenwärtig eine Frage der expliziten religiös-kirchlichen Sozialisation“¹⁸. Hier verbindet Reis die Ebene der kirchlichen Praxis, die Bestandteil einer konfessionellen Sozialisation ist, mit einer weitergehenden erkenntnistheoretischen Ebene: Die Auseinandersetzung mit den Sakramenten ist nicht nur ein *learning about religion* im Sinne der Religionskunde, dem Schülerinnen und Schüler in der Beobachterperspektive folgen, sondern dient auch der Einführung in eine sakramentale Lesart der Wirklichkeit an sich (als *learning in religion*).¹⁹ Eine solche Lesart besteht – knapp ausgedrückt – in der Wahrnehmung eines „Mehr in den Dingen“ (s.o.) und kann daher als *lectio difficilior* (schwierigere Lesart) bezeichnet werden, weil sie im Mehr und Anders der Dinge paradoxale Grundstruktur aufweist²⁰: „Augen, Mund und Hände täuschen sich in dir.“ M.a.W. Gott bleibt Gott und der Mensch bleibt Mensch (die Welt bleibt Welt), aber in der sakramentalen Begegnung vollzieht sich im Modus der Offenbarung die Heiligung des Menschen bzw. der Welt (vgl. DV 2); anders formuliert: Göttliches und Menschliches bleiben in der „Logik der Inkarnation“ (s.o.) heilhaft unvermischt und ungetrennt.

Die Grundparadoxie des Sakramentalen verweist auf die Ursakramentalität Jesu Christi und die Grundsakramentalität der Kirche: Als Gottmensch ist Jesus Christus das Paradox und Sakrament par excellence (s.o.); in seiner Person kommen die kontradiktorischen Pole heilswirksam zusammen. Die Kirche wiederum als Trägerin seiner Botschaft und damit Repräsentantin der göttlichen Heilzusage bildet sozusagen den Raum, in dem das Zusammen und Zugleich der Pole wahrnehmbar, ja – buchstäblich – berührbar wird, obwohl es nichtsdestoweniger mit dem Anfassbaren nicht identifiziert werden kann. Aber vom Christusereignis her und im „Mondschein“ der Kirche²¹ kann erkennbar werden, dass sich auch im Weltlichen und manchmal Allzu-Menschlichen²² göttliche Wirklichkeit ereignen kann – auch über die sichtbare Dimension der Kirche hinaus (vgl. LG 8).

Sakramentalität erzählen

Sakramentalität ist die Denk- und Lebensform der Kirche schlechthin; sie hält die Spannungen, ja Paradoxalitäten aus, die Glaube, Liebe und Hoffnung christlicherseits erfordern (s.o.): die Spannung von Gott und Mensch (Glaube), von Person und Gemeinschaft (Liebe) und von Zeit und Ewigkeit (Hoffnung). Das Sakramentale hält diese Spannungen u.a. erzählerisch aus, indem etwa liturgisch zu den Zeichen das erzählende Wort tritt und so die Heilsgeschichte erinnert und sich ereignen lässt.

Zur Erzählung des Sakramentalen seien abschließend drei Fragmente genannt:

Der Frankfurter Systematiker Knut Wenzel hat narrative Theologie von der Poetik des Erzählens her beschrieben als „*vertikales Erzählen*“, das die Horizontalität der Geschichte unterbrechend nach oben hin (vertikal) öffnet:

„Die Erzählung, die sich erörternd fortzeugt, weiß um die Fissuren ihrer Gestalt. An jeder Fuge, jedem Haarriss, jeder tektonischen Versetzung erfährt die Erzählung ihre Verwirklichung durch die

Ruptur des horizontalen *flows* zugunsten einer Öffnung ins Vertikale.“²³

Im sakramentalen Feiern wird in diesem Sinne die *Abwesenheit* des gestorbenen und in den Himmel aufgefahrenen Jesus Christus erzählerisch mit der *Gegenwart* des Heils verbunden; in dieser Spannung kommt wiederum die paradoxe Grundstruktur des Sakramentalen zum Tragen, auch in seiner eschatologischen Hoffnungsdimension:

„Die Theologie meint den utopischen Horizont des Erzählens namhaft machen zu können. Doch ist die mit dem Namen Jesu Christi verbundene vertikale Öffnung der erzählbaren und nicht erzählbaren Wirklichkeit auch durch alle Glaubensgewissheit hindurch eine Öffnung auf Hoffnung hin, die mit dem Wort Gott nie fixiert, sondern ermöglicht wird, wieder und wieder.“²⁴

Johann Baptist Metz hat „den narrativen Grundzug der Sakramente als heilswirkender Zeichen“ beschrieben als das Zusammen und Zugleich „von Erzählung als wirkendem Wort und praktischer Wirkung“.²⁵ Denn das Sakrament entsteht in der heilswirksamen Formatierung bzw. Codierung (vgl. Meyer-Blanck) der Zeichen und Handlungen durch das erzählende Wort. Eine sakramental verstandene „*memorativ-narrative Theologie*“²⁶ hält ihre Grundparadoxien (s.o.) aus, ohne sie unvermittelt nebeneinander stehen zu lassen oder sie dialektisch einzuebnen.²⁷

Als die polnische Schriftstellerin Olga Tokarczuk am 9. Dezember 2019 ihre Festrede zur Verleihung des Nobelpreises 2018 hielt, machte sie sich in verschiedenen Anläufen auf die Suche nach einem zärtlichen Erzähler (*tender narrator*), der es in seiner Literatur vermag, das Innere, die Emotion der Figuren ebenso ins Wort zu bringen, wie diese zu transzendieren, zu überschreiten in das Eine. Einen solchen Erzähler nennt Tokarczuk die „vierte Person“ und findet

sie u.a. in biblischen Texten wie der Schöpfungsgeschichte, in die der Erzähler auch die Gedanken Gottes („sah, dass es gut war“) einbezieht. Zärtlich ist der Erzähler, weil er – liebend – den sprachlosen Dingen und Personen, aber auch dem vielleicht überhörten Gott *eine Stimme verleiht* und sie bzw. ihn gegenwärtig macht.²⁸

Das Leben der Kirche – so lässt sich schließen – ist insofern sakramental, als es das „Mehr in den Dingen“, ihre Zeichenhaftigkeit, Symbolkraft bis hin zur Sakramentalität liest, interpretiert und vergegenwärtigend erzählt. Insofern Sakramentalität die theologischen Paradoxa aushält (s.o.), lässt sich das sakramentale Leben der Kirche in aller zeichenhaft-symbolischer Fragilität übersetzen als *narrativer Glaube*, der die Begegnung von Gott und Mensch inkarnatorisch erschließt und erzählt, *narrative Hoffnung*, die den Einbruch der Ewigkeit in die Zeit schon im Jetzt aufbrechend lebt, und schließlich als *narrative Liebe*, die an das Zwischen der Personen als einer Liebesgemeinschaft erinnert und es mit Leben füllt.

Anmerkungen:

- 1 Einige Hinweise und Bilder zur Ausstellung finden sich unter <https://jugendpastoral.erzbistum-koeln.de/firmung/Angebote/ausstellungen/> [letzter Zugriff am 3. Mai 2020]; Kerstin Heimerzheim gilt ein Dank für das Zur-Verfügung-Stellen weiterer Materialien (siehe auch unter <https://www.kja-bonn.de/angebote-ausbildung/ausstellungen/erlebnisausstellungen/>).
- 2 Natürlich kann die Neuformatierung eines Dings zu einem Symbol auch anders als durch interpretierende Worte erfolgen, etwa durch eine mit dem Ding verknüpfte Erfahrung: Ein Kuss kann aus einer Holzbank ein Symbol für die Beziehung eines Liebespaares werden lassen, ein Kinderschuh erhält neue Bedeutung, wenn mein Kind ihn getragen hat.
- 3 HÖHN, Hans-Joachim, Spüren. Die ästhetische Kraft der Sakramente, Würzburg 2002, 41 [= HÖHN, Spüren].
- 4 Vgl. RAHNER, Karl, Zur Theologie des Symbols, in: DERS., SzTh IV (*1964) 275–311.
- 5 Vgl. auch HÖHN, Spüren 40.
- 6 Vgl. MEYER-BLANCK, Michael, Symbolisierungs-

- und Zeichendidaktik, in: GRÜMME, Bernhard et al., Hgg., Religionsunterricht neu denken. Innovative Ansätze und Perspektiven der Religionsdidaktik, Stuttgart 2012, 43–54, 44 [= MEYER-BLANCK, Symbolisierungs- und Zeichendidaktik].
- 7 MEYER-BLANCK, Symbolisierungs- und Zeichendidaktik 51.
- 8 Vgl. zum Ganzen MEYER-BLANCK, Symbolisierungs- und Zeichendidaktik 44–51 und grundlegend DERS., Vom Symbol zum Zeichen. Plädoyer für eine semiotische Revision der Symboldidaktik, in: Evangelische Theologie 55 (1995), 337–351 [= MEYER-BLANCK, Vom Symbol zum Zeichen].
- 9 Vgl. MEYER-BLANCK, Vom Symbol zum Zeichen 344 u.ö.
- 10 ALTMEYER, Stefan, Das ist ja ein Ding!, in: KatBl 142 (2017) 404–407, 406 [= ALTMEYER, Ding]. In diesem Sinne baut Leonardo Boff seine Sakramentenlehre auf die Wahrnehmung des ‚Mehr in den Dingen‘ auf (vgl. BOFF, Leonardo, Kleine Sakramentenlehre, Düsseldorf 1982 u.ö.).
- 11 REIS, Oliver, Sakramente als Lerninhalte im Religionsunterricht. Jenseits von Ritualbeschreibungen und Religionskunde, in: ReliS 26 (4/2017) 18–21, 21 [= REIS, Sakramente – Lerninhalte].
- 12 SCHRÖER, Henning, Art. Paradox. II. Theologisch, in: TRE 25 (1995) 731–737, 736.
- 13 LUBAC, Henri de, Corpus mysticum. Eucharistie und Kirche im Mittelalter, Einsiedeln u.a. 1995, 305.
- 14 LUBAC, Henri de, Paradoxes. Œuvres complètes XXXI, Paris 2007, 8 [= LUBAC, Paradoxes].
- 15 Dass diese drei Paradoxa christliche Existenz ausmachen, habe ich ausgeführt in ARENZ, Dominik, Paradoxalität als Sakramentalität. Kirche nach der fundamentalen Theologie Henri de Lubacs, Innsbruck u.a. 2016, 112–148.
- 16 Vgl. dazu die Befunde von REIS, Oliver, „Sakramente gehören in die Oberstufe!“ – Zum schwierigen Stand der Sakramente in der Religionsdidaktik, in: PEMSEL-MAIER, Sabine / SCHAMBECK, Mirjam, Hgg., Keine Angst vor Inhalten! Systematisch-theologische Themen religionsdidaktisch erschließen, Freiburg i.Br. u.a. 2015, 331–349, 336. 338 [= REIS, Sakramente – Oberstufe]. Vgl. auch die einführenden Gedanken in LONNY-PLATZBECKER, Ute/PLATZBECKER, Paul, Heiliges Wasser – Geteiltes Brot – Sakramentaler Segen. Unterrichtsmaterialien für den Katholischen Religionsunterricht in den Jahrgangsstufen 5/6, Aachen 2002 (= :in Religion 3/2002), 1: „Viele Dinge haben ihren ‚Zauber‘ verloren und das erschwert auch die Beziehung zu (einem) Gott, der seine Anwesenheit in vielerlei Weltgestalten senkt.“
- 17 Diese Forderung von Lehramtsstudenten der TU Dortmund nennt REIS, Sakramente – Oberstufe 345.
- 18 So REIS, Sakramente – Oberstufe 345f. mit Bezug auf die Evaluationsstudie „Werte – Religion – Glaubenskommunikation“ der Forschungsgruppe „Religion und Gesellschaft“ aus dem Jahr 2015.
- 19 Vgl. REIS, Sakramente – Oberstufe 331–333 und knapp DERS., Sakramente – Lerninhalte 18.
- 20 „Die *lectio difficilior* der Welt ist die, die der Glaube nahelegt. Die Erfüllung, die sie bringt, ohne jemals Ausgangspunkt zu sein, enthüllt deutlich den illusorischen Charakter aller allzu einfachen Lesarten, die von Menschen erfunden wurden.“ (LUBAC, Paradoxes 211f. [Übers. DA]).
- 21 Vgl. das altkirchliche Bild der Kirche als Mond, der den Sonnenschein reflektiert (vgl. DASSMANN, Ernst, Die eine Kirche in vielen Bildern. Zur Ekklesiologie der Kirchenväter, Stuttgart 2010, 91–104). Dieses Bild nimmt die Konzilskonstitution *Lumen gentium* programmatisch auf: „Christus ist das Licht der Völker. Darum ist es der dringende Wunsch dieser im Heiligen Geist versammelten Heiligen Synode, alle Menschen durch seine Herrlichkeit, die auf dem Antlitz der Kirche widerscheint, zu erleuchten, indem sie das Evangelium allen Geschöpfen verkündet.“ (LG 1). Henri de Lubac erläutert – die altkirchliche Tradition aufgreifend – dazu: „Christus ist die Sonne der Gerechtigkeit, die einzige Quelle des Lichtes. Die Kirche als ‚Mond‘ empfängt von ihm ihren ganzen Glanz. ... Während die Sonne immer in ihrer Herrlichkeit bleibt, durchläuft das Licht der Kirche unaufhörlich verschiedene Phasen, bald wachsend, bald abnehmend“ (LUBAC, Henri de, Geheimnis, aus dem wir leben, Einsiedeln u.a. 1990, 33f.).
- 22 Das darin liegende Paradox betont LUBAC, Henri de, Die Kirche. Eine Betrachtung, Einsiedeln u.a. 1968, 39–41, 40.
- 23 Vgl. WENZEL, Knut, Narrative Theologie revisited, in: Lebendige Seelsorge 70 (2019) 400–406, 405 [= WENZEL, Narrative Theologie].
- 24 Vgl. WENZEL, Narrative Theologie 406, vgl. auch ebd. 403.
- 25 METZ, Johann Baptist, Kleine Apologie des Erzählens, in: Concilium 9 (1973) 334–341, 336 [= METZ, Kleine Apologie].
- 26 METZ, Kleine Apologie 339.
- 27 Die Differenz des Paradoxes zur Dialektik bringt Henri de Lubac anschaulich ins Wort: „Als lächelnder Bruder der Dialektik, realistischer und bescheidener, weniger unter Spannung und weniger in Eile als sie, erinnert es [das Paradox, DA] seine große Schwester daran [...], dass sie trotz der notwendigen Bewegung, der sie sich verschreibt, nicht wirklich vorangekommen ist.“ (LUBAC, Paradoxes 71).
- 28 Vgl. TOKARCZUK, Olga, The Tender Narrator. Nobel Lecture vom 9. Dezember 2019. Nobel Laureate in Literature 2018, hgg. von THE NOBEL FOUNDATION, Svenska Akademien 2019, v.a. 20–25, unter: <https://www.nobelprize.org/uploads/2019/12/tokarczuk-lecture-english-2.pdf> [letzter Zugriff am 10. Mai 2020].

150 Jahre Weiße Väter und 20 Jahre Georges-Anawati-Stiftung

Zwei Jubiläen im Zeichen des christlich-islamischen Dialogs

Die beiden im Titel dieses Beitrags angesprochenen Jubiläen sind nicht nur durch das gemeinsame Thema des christlich-islamischen Dialogs verbunden, das Band ist darüber hinaus noch personaler Natur. 2018 – im Jubiläumsjahr der Kongregation – wird ein Buch über die Afrikamissionare Weiße Väter in Deutschland veröffentlicht.¹ Autor ist P. Hans Vöcking, der auch einer der Gründer der Christlich-Islamischen Begegnungs- und Dokumentationsstelle (CIBEDO) ist, die heute als Fachstelle der Deutschen Bischofskonferenz figuriert – eine Tatsache, die eng mit seiner Zugehörigkeit zur Kongregation der Weißen Väter zusammenhängt, die als Vorreiter der christlich-muslimischen Begegnung auf Weltebene, aber eben auch in Deutschland, gelten können. In diesem Buch findet man schließlich unter dem Unterpunkt „10.4.1 CIBEDO als Geburtshelfer“ eine Darstellung, wie die auf die Initiative der Weißen Väter zurückgehende Dialog-Institution Starthilfe für eine Stiftung leistete, die sich seither ihrerseits dem christlich-islamischen Dialog widmet: Die Rede ist von der Georges-Anawati-Stiftung, die im Jahr 2000 gegründet wurde. Der vorliegende Beitrag möchte nun zuerst die Stiftung und ihren Namensgeber vorstellen, bevor dann auf Grundlage des Buches von P. Vöcking ein Blick auf die Geschichte der Weißen Väter in Deutschland und ihre Missionen geworfen wird.

1. Die Georges-Anawati-Stiftung

Als im November 2000 die Georges-Anawati-Stiftung (GAS) auf Schloss Körtlinghausen unweit von Rüthen (NRW) durch ihren Stifter Dietger Freiherr von Fürstenberg ins Leben gerufen wurde, war deren Namenspatron schon sechs Jahre verstorben. Doch dessen Verdienst um die christlich-muslimische Begegnung war so nachhaltig, dass seine Wahl für Experten keiner weiteren Erklärung bedurfte. Allen, die mit der neueren Geschichte des Dialogs nicht so vertraut sind, muss er jedoch erklärt werden, warum hier zunächst ein biographischer Abriss des Namensgebers folgt.

1.1 Georges Anawati

Wer war Georges Anawati?² Er wird 1905 als sechstes von acht Kindern in eine christliche (griechisch-orthodoxe), ursprünglich aus Syrien stammende Familie des Bürgertums Alexandriens – der damals kosmopolitisch geprägten Hafenmetropole Ägyptens – hineingeboren. Sein zweiter Vorname ist der seines Vaters: Chehata. Es ist anzunehmen, dass innerhalb der Familie der ägyptisch-arabische Dialekt gesprochen wird, doch ist im Bürgertum Alexandriens Französisch die *lingua franca*, die auch die Eltern gut beherrschen – und da Georges die Collèges der aus Frankreich stammenden Brüder der christlichen Schulen besucht, wird Französisch für ihn auch zur Unterrichtssprache.³ Mit 16 Jahren konvertiert er ohne Wissen seiner Familie zur katholischen Kirche – und obwohl die Frères des écoles chrétiennes auf Schüler anderer christlicher Konfessionen einen gewissen Einfluss ausüben, ist davon auszugehen, dass der Übertritt aus freien Stücken geschieht. Nach dem Schulabschluss im Jahr 1922 studiert er in Beirut an der Universität Saint Joseph Chemie und Pharmazie. Daran schließt sich ab 1926 ein zweijähriges Vertiefungsstudium der Industriechemie in Frankreich (Lyon) an – wobei ihm zugute kommt, dass er von Kindheit an mit der französischen Kultur und Sprache vertraut ist. Dort ent-

deckt er unter anderem die thomistisch geprägte Philosophie Jacques Maritains für sich. Nach der Rückkehr führt er mit einem seiner Brüder eine Apotheke, bleibt aber – wie schon während des Studiums – auch an Philosophie, Islamwissenschaften und Theologie interessiert und lernt Sprachen (u. a. vertieft er sein Arabisch). In ihm bleibt eine spirituelle Unruhe wach, die sich auch anhand von ihm verfasster Gebete und Tagebucheinträge nachvollziehen lässt. 1932, mit 27 Jahren, ist ihm klar, dass er ein Leben für Gott führen will, doch erschließt sich ihm noch nicht, welche Form dieses Leben haben soll. Zugleich intensiviert er seine Studien der arabischen Sprache und Kultur, welche durch die profranzösische Ausrichtung seiner Familie und der Schulen, die er besuchte, vorher keine große Rolle spielten. Im Juni 1933 holt er das ägyptische Abitur (in arabischer Sprache) nach und nimmt ab September Kontakt mit dem Dominikanerkonvent in Kairo auf. Dieser Orden, den er allerdings bisher nur vom Hörensagen her kennt, scheint ihm am besten Weltengagement mit christlicher Intellektualität zu verbinden. Seine Eltern und Familie akzeptieren schließlich diesen für sie schweren Schritt, der nicht nur den Übertritt zur katholischen Kirche mit einer gewissen Radikalität bekräftigt, sondern der auch den Abschied von Ägypten bedeutet. Am 23. Januar 1934 schiffet er sich nach Frankreich ein und begibt sich zunächst nach Coulevie im Département Isère, wo sich das Noviziat der *Province Dominicaine Enseignante* befindet. Am 4. Mai 1934 erfolgt die Einkleidung. Einen Monat später besucht ihn der große Orientalist Louis Massignon, der ihn darin bestärken wird, dem Islam vorurteilsfrei zu begegnen. Nach der Hälfte des Noviziats geht er nach Amiens in das Novizenhaus der Province de France, da man seine intellektuellen und wissenschaftlichen Fähigkeiten erkannt hat, die dort besser gefördert werden können (Coulevie war vor allem für Dominikaner gedacht, die später in den Schuldienst gingen). Am 5. Mai 1935 legt er die zeitliche Profess ab. Für sein Philosophiestudium geht Anawati an das Studium Generale der französischen Dominikaner im

belgischen Kain, an die – nach den Worten ihres Leiters Marie-Dominique Chenu – „Schule der Theologie“ Le Saulchoir. Die Begegnung mit Chenu und anderen wichtigen dominikanischen Philosophen und Theologen werden für den Studenten eine wichtige Vertiefung – gerade auch, was das Studium der Schriften Thomas von Aquins angeht. Von 1937 bis 1939 studiert er dann an gleicher Stelle Theologie, bevor im Juli 1939 Le Saulchoir nach Étiolles in die Nähe von Paris umzieht. Der Studienkonvent wird aufgrund des Kriegs im Mai 1940 aufgelöst. Anawati geht zuerst in die Dordogne und schließt in St. Alban-Leyse sein Theologiestudium ab (Titel der Abschlussarbeit: „Beitrag zum Problem der Schöpfung bei Thomas von Aquin“). Da er nicht in das besetzte Frankreich zurückkehren kann, geht er im November 1941 nach Algerien und nimmt am Institut für Orientalische Sprachen der Universität von Algier ein Studium auf, das er nach drei Jahren mit einer *Licence ès Lettres* in Arabisch abschließt. Er hat Kontakt zu den dortigen Arabisten, reist auch nach Marokko und Tunesien, um sich mit den dortigen Instituten (Institut des Hautes Études Marocaines, Institut des Belles Lettres Arabes) zu vernetzen. Die nachhaltigste Begegnung in dieser Zeit erfolgt wohl im Sommer 1942, als sich Anawati in El-Abiodh Sidi Cheikh in der *khalwa* (ar. Einsiedelei) der Kleinen Brüdern Jesu aufhält. Er kommt dort mit einem Bruder André zusammen, der in seinem bürgerlichen Leben Louis Gardet heißt, ein Jahr älter und sowohl Philosoph als auch Islamologe ist. In drei Monaten studieren beide gemeinsam islamische Philosophie und Mystik. Später werden sie zusammen richtungsweisende Werke veröffentlichen (z. B. *Introduction à la théologie musulmane. Essai de théologie comparée*, 1948). Im August 1944 kehrt er nach Kairo zurück, als ägyptischer Korrespondent des Institut Français d'Archéologie Orientale, und schließt sich dem dortigen Dominikanerkonvent an. Dort entsteht eine Arbeitsgruppe für Islamische Studien, der Anawati angehört und wo er die islamische Philosophie vertritt. Er nimmt an unterschiedlichen dialogisch ausgerichteten Initiativen teil – dem „Verein der

lauteren Brüder", in dem sich christliche und muslimische Intellektuelle mit der Beziehung zwischen Zivilisation und Religion auseinandersetzen, und den „Dienstagen von Dar al-Salam“, an denen – von Louis Massignon und Mary Kahil initiiert – Vorträge zu dialogischen Themen im Geist der *badaliyya* (von Massignon-Kahil gegründete Spiritualität der Begegnung mit den Muslimen) gehalten werden. Anawati entwickelt sich zu einem international anerkannten Avicenna-Forscher, der sich um die Edition der Werke des großen islamischen Denkers des Mittelalters in arabischer Sprache verdient macht. 1953 wird offiziell das *Institut Dominicain des Études Orientales* (IDEO) gegründet, dessen Direktor Anawati wird. 1954 begründet er das Jahrbuch der *Mélanges de l'IDEO* (MIDEO). Sowohl Institut als auch Jahrbuch haben bis heute alle Krisen des Nahen Ostens und Nordafrikas (vom zweiten israelisch-arabischen Krieg über die Kriege von 1967 und 1973, die Suezkrise bis zum „Arabischen Frühling“ 2011) miterlebt und überstanden – was nicht zuletzt der Leitung von Georges Anawati zuzuschreiben ist, der durch seine vielfältige wissenschaftliche Forschung, aber auch durch seine internationalen Verbindungen zu ihrem Renommee beiträgt. Ab 1956 begründet er zusammen mit den Weißen Vätern die als *Journées Romaines* bekanntgewordenen Zusammenkünfte von im Dialog mit den Muslimen engagierten Christen. Aufgrund sowohl seiner wissenschaftlichen Expertise als auch seines dialogischen Engagements wird er zum Mitarbeiter in den Kommissionen, die die Vorlagen für die Erklärung über das Verhältnis der Katholischen Kirche zu den nichtchristlichen Religionen *Nostra Aetate* ausarbeiteten. Anawati hat sich nicht nur für dieses wichtige Dokument eingesetzt, sondern auch für die strukturelle Implementierung des Dialogs auf Weltebene. So gründet Papst Paul VI. Pfingsten 1964 das Sekretariat für die Nicht-Christen, Vorläufer des heutigen Päpstlichen Rates für den interreligiösen Dialog, dessen Konsultor er wird. Er wird auch an den ersten „Richtlinien für den christlich-islamischen Dialog“ mitarbeiten. Darüber hinaus ist er Mitglied im Pöpst-

lichen Rat für die Kultur. Der Einsatz für den Dialog ist beileibe nicht einfach: Als Beispiel sei hier auf die Auseinandersetzung mit Doktor Baraka von der islamischen Al-Azhar-Universität in Kairo hingewiesen, der den von Anawati vertretenen „gemeinsamen Glauben“ von Christen und Muslimen als Grundlage des christlich-islamischen Dialogs in Abrede stellte.⁴ 1984 wird Anawati Präsident von IDEO und so von den Aufgaben der Institutsdirektion befreit. Den Päpstlichen Räten bleibt er weiterhin verbunden, arbeitet jedoch auch an einem schon seit langem geplanten großen wissenschaftlichen Werk über den *Tauhid*, den zentralen islamischen Glaubenssatz über die Ein- und Einzigkeit Gottes. Damit bis zuletzt beschäftigt, stirbt er am Gedenktag Thomas von Aquins, seines Ordensbruders, am 28.01.1994.

Maurice Borrman nennt drei Charakteristika, die Georges Chehata Anawati ausmachten: Zum einen war er ein Mann der Wissenschaft und der Kultur, der derer mehrere in sich vereinigte (die arabisches in ihrer muslimischen wie christlichen Prägung, die französische in ihrem theologischen wie philosophischen Reichtum), ein Ägypter mit der Gabe der Freundschaft (der sich vor allem in seinem wohlwollenden Humor spiegelte), ein für den christlich-islamischen Dialog eingennommener Dominikaner (dessen schon zum geflügelten Wort gewordener Ausspruch „Ich liebe die Muslime, weil sie Gott lieben“ diese Haltung gut zusammenfasst).⁵ Angesichts von Leben und Werk dieses Mannes nimmt es also nicht Wunder, das sich eine dem christlich-islamischen Dialog verpflichtete Stiftung seines Namens bedient.

1.2. Die Georges-Anawati-Stiftung⁶

In der Präambel der Stiftungssatzung heißt es: „Anawati hat in ständigem Dialog mit Muslimen durch sein Leben und seine Arbeit gezeigt, wie unterschiedliche Kulturen und Religionen in gegenseitigem Respekt miteinander leben können.“ Durch dieses Vorbild ist der Namengeber daher auch Inspiration

für den Stiftungszweck: „Die Stiftung dient Zwecken der Förderung internationaler Gesinnung, der Toleranz auf allen Gebieten der Kultur und der Völkerverständigung. Die GAS soll zur Entwicklung und Stärkung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Völkern und Religionen und damit zur Friedenssicherung und Entspannung beitragen. Insbesondere will sie das friedliche Neben- und Miteinander von Menschen christlicher und muslimischer Tradition in gegenseitiger Achtung fördern und die Einsicht in die Vorteile friedlichen Zusammenlebens vertiefen.“ Die Umsetzung wird in drei weiteren Punkten erläutert, die sich in den Aktivitäten der GAS auch wiederfinden: 1. So werden Projekte gefördert, die dem Kulturaustausch dienen (durch Stipendien für Studienaufenthalte, Vortragsveranstaltungen, Seminare usw.). Ein Beispiel für eine solche Förderung ist der jährliche Essay-Wettbewerb, der in Kooperation mit der Katholischen Akademie Stuttgart-Hohenheim durchgeführt wird und der sich an christliche und muslimische Studierende wendet, die an Tagungen und Workshops der Akademie teilnehmen (die Themen der Essays behandeln den interreligiösen Dialog). Die Stiftung lobt für die drei besten Essays eines Jahres jeweils einen Preis aus. 2. Darüber hinaus werden Publikationen gefördert, die in den beiden Reihen der Stiftung zur Veröffentlichung kommen: In der „Buchreihe der GAS“ werden Übersetzungen muslimischer Autorinnen und Autoren mit entsprechender Einleitung oder Kommentierung veröffentlicht und dadurch einem deutschsprachigen Publikum erstmals zugänglich gemacht. Kriterium für die Aufnahme in die Buchreihe ist, dass die Texte „Zugang zu zeitgenössischen islamischen Denkweisen“ eröffnet, weshalb sie auch den Reihentitel „Religion und Gesellschaft. Modernes Denken in der islamischen Welt“ trägt. Bisher sind acht Bände erschienen, die unterschiedlichste Themen und Autoren von Iran bis Marokko zu Gehör bringen. In der „Schriftenreihe der GAS“ werden „praktisch und theoretisch orientierte Beiträge zum interkulturellen, insbesondere zum christlich-islamischen Dialog veröffentlicht.“ Die

Zahl der Bände beläuft sich aktuell auf 15 und umspannt den ganzen Facettenreichtum der christlich-muslimischen Begegnung (von der Biographie Anawatis über politische Analysen, theologische und historische Zugänge bis zum „Handbuch christlich-islamischer Dialog“).

Die Stiftung bedient sich für ihre Arbeit dreier Gremien: 1. Der *Stiftungsrat* ist das Entscheidungsgremium der Stiftung. Er wacht über den Stifterwillen und fungiert als Kontrollinstanz für den geschäftsführenden Vorstand. Vorsitzender des Rats ist Dr. Gregor Freiherr von Fürstenberg (Vizepräsident bei Missio Aachen). Dem Rat gehören noch vier weitere Mitglieder an. Zudem gibt es Ehrenmitglieder, zu denen auch P. Hans Vöcking zählt. 2. Die Aufgabe des *Vorstands* ist es, die Entscheidungen des Stiftungsrates umzusetzen, das Stiftungsvermögen ordnungsgemäß zu verwalten und den Stiftungszweck zu erfüllen. Er besteht z. Zt. aus der Dialogreferentin des Bistums Münster, Angelica Hulsebein, und dem Unternehmensberater Vinzenz Himmighofen. 3. Der *wissenschaftliche Beirat* „berät die Stiftung in der inhaltlichen Ausrichtung ihrer Arbeit, bei der Auswahl und Durchführung von Projekten und in der Bewilligung von Fördermitteln.“ Ihm gehören neun unabhängige Persönlichkeiten an, die über entsprechende wissenschaftliche Qualifikationen verfügen.

2. Die Weißen Väter in Deutschland

Das Bindeglied zwischen der GAS und den Weißen Vätern findet sich in der Person von P. Hans Vöcking, der auch das zuletzt veröffentlichte Buch in der GAS-Schriftenreihe über die Geschichte der Weißen Väter in Deutschland verfasst hat, welches hier nun als Leitfaden dient. Doch ist neben dem Einsatz des Ordens für den christlich-muslimischen und europäisch-afrikanischen Dialog für die folgende Darstellung auch noch ein ganz persönliches Motiv im Spiel: Es entspringt dem Andenken an das Leben von P. Friedrich Stracke (1889 im sauerländischen Würdinghausen – 1967 in Bu-

rundi), der aus der Heimat des Verfassers dieses Beitrags stammt. In der Biographie Strackes spiegelt sich die ältere Geschichte der Weißen Väter in Deutschland: Mit Schulbesuch in Haigerloch und Altenkirch/Elsaß, Seminar in Trier, Noviziat in Maison Carrée/Algerien, Internierung während des Ersten Weltkriegs ebenfalls in Algerien, Oberer in Rietberg und schließlich ab 1937 Missionseinsatz in Burundi (was während des Zweiten Weltkriegs wiederum zu Hausarrest führte), wo er schließlich starb.⁷ Dieser kurze biographische Abriss eines Afrikamissionars zeigt schon an, unter welchen besonderen Umständen gerade die deutschstämmigen Weißen Väter ihrer Berufung nachkamen. Denn auf die „Faszination für Afrika“ (vgl. den Buchtitel), die angehende Afrikamissionare anzog, fiel durch den deutsch-französischen Gegensatz des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein dunkler Schatten, was der Provinzdelegat der Weißen Väter Rudi Pint schon im Vorwort hervorhebt. Die deutsche Provinz bzw. Pro-Provinz stand vor der Herausforderung, sich als Provinz „sui generis“ zu konstituieren.⁸ In Deutschland selbst sahen sich die Weißen Väter zunächst noch mit den Einschränkungen konfrontiert, die aus der Zeit des Kulturkampfes stammten, und die es notwendig machten, im grenznahen luxemburgischen Marienthal Brüderpostulat und Missionsschule zu installieren, welche dann nach dem Ersten Weltkrieg nach Deutschland (Trier u. später andere Orte) umzog. Über diesen besonderen Weg berichten vor allem die Kapitel 5 (Die Afrikamissionare in Deutschland) und 6 (Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg), die nicht nur die Ordensgeschichte nachzeichnen, sondern den jeweiligen Kontext berücksichtigen. Das erwähnte Engagement Strackes in Burundi kam nicht von ungefähr, sondern steht in Zusammenhang mit der Mission der Weißen Väter in der früheren Kolonie Deutsch-Ostafrika, die sich auch auf das Land am Tanganjikasee, das 1890 von Deutschland und von 1920 per Völkerbundmandat von Belgien beansprucht und verwaltet wurde, erstreckte.

Ursprünglich gilt die Gründung der Kongregation jedoch einem anderen Teil Afrikas, dem Maghreb, und der Mission unter den dort lebenden Muslimen. Dieser Beginn ist untrennbar mit dem Gründer der Weißen Väter, Charles Allemand Kardinal Lavignerie (1925-1892), verbunden, der 1867 – nach Kirchengeschichtspraxis an der Sorbonne sowie der Arbeit an der römischen Rota und als Bischof von Nancy – zum Erzbischof von Algier ernannt wird und anderthalb Jahre später, am 19. Oktober 1868, das erste Noviziat der Afrikamissionare mit drei Kandidaten eröffnet. Das erste Kapitel des Buches schildert den Kardinal als einen Mann, der sich der Zusammenhänge, in denen er lebte, sehr bewusst war, und der diese Kontextualisierung als unerlässlich für die Verbreitung des Evangeliums betrachtete. Vor diesem Hintergrund ist z. B. auch sein Einsatz zur Befreiung der Sklaven und zur Abschaffung der Sklaverei zu betrachten.⁹

Die Begegnung mit dem Islam und mit Muslimen gehörte also von Beginn an zur DNA der Kongregation und somit auch der deutschen Provinz bzw. Pro-Provinz. Die Beiträge der Weißen Väter ziehen sich von P. Joseph Froberger (1871-1931), der als Mitbegründer der „Deutschen Gesellschaft für Islamkunde“ auch die bis heute bestehende wichtige wissenschaftliche Zeitschrift *Die Welt des Islam* edierte sowie Herausgeber der ordenseigenen Zeitschrift *Afrika-Bote* war,¹⁰ bis zum Mitbegründer von CIBEDO, P. Hans Vöcking. Hinter den einzelnen Engagements eines oder mehrerer Missionare standen jedoch Grundsatzentscheidungen der gesamten Kongregation, die im Buch gut nachvollzogen werden können (z. B. auch die Entscheidung des Generalrats im Jahr 1971, sich aus Mosambik zurückziehen, um die Arbeit der Weißen Väter klar vom Kolonialismus des portugiesischen Regimes abzusetzen).¹¹ Mit dem Anliegen der pastoral-karitativen Begleitung von Migranten islamischen Glaubens traten die Erzbistümer Köln und München schließlich an die Weißen Väter heran, um deren Wissen um den Islam und die christlich-muslimische Begegnung für die katholischen Kirche in

Deutschland zu nutzen, was zur Gründung der Ökumenischen Kontaktstellen für Nichtchristen in Köln (1975) und München (1979) sowie von CIBEDO (1978, zuerst in Köln, dann in Frankfurt ansässig) – neben anderen Engagements – führte.¹² Diese Institutionen, die aus dem Charisma und der Erfahrung der Afrikamissionare entstanden sind, konnten aufgrund der kontinuierlichen Vorarbeiten des Ordens zu diözesanen Referaten des interreligiösen Dialogs bzw. zur Fachstelle der Deutschen Bischofskonferenz werden. Die europäische Dimension war dabei immer im Blick, wofür auch die gute Vernetzung mit ähnlichen Institutionen in anderen europäischen Ländern sprach, die auch durch Weiße Väter gegründet worden waren. Interessant ist hier auch die kurze Reflexion über die Begegnung der Weißen Väter mit einem eher türkisch geprägten Islam.¹³

P. Vöcking legt in seiner Vorstellung häufig großen Wert auf die Rekonstruktion des historischen Kontextes, aber dies geschieht immer im Dienst des Zeugnisses für die Mission, welche die Weißen Väter in Afrika wie in Deutschland verfolgten. In diesem Sinn „dokumentiert“ P. Vöcking den Weg der Weißen Väter, was ihm auch schon ein Anliegen bei der Gründung von CIBEDO war: Nicht nur Begegnung zu ermöglichen, sondern diese auch informiert zu dokumentieren.¹⁴ Übrigens hat P. Stracke ebenfalls „dokumentiert“: Sein auf realen Erlebnissen beruhender Roman *Capita Nili* zeichnet die Reise zu einer der Nilquellen nach und „dokumentiert“ so auf seine Weise noch einmal die „Faszination für Afrika“, die gleichzeitig auch eine Suche nach der Quelle des christlichen Glaubens ist.¹⁵

Schlussbetrachtung

Die Zusammenschau der beiden Jubiläen (Weiße Väter und GAS) zeigt, wie das Engagement für den christlich-islamischen Dialog unter veränderten Bedingungen neue Ausdrucksformen gefunden hat. Der Prozess der Öffnung für die dialogische Begegnung mit den Muslimen sowohl beim

Namensgeber der Stiftung, dem Dominikaner Georges Anawati, als auch bei der Kongregation der Afrikamissionare findet heute sein Erbe in der Institution CIBEDO und in der GAS. Persönliche Charismen wurden in Strukturen überführt, die nun der katholischen Kirche in Deutschland dienen – ein Übergang, der in den Arbeiten von Georges Anawati und Hans Vöcking schon angelegt war.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Hans Vöcking, *Fasziniert von Afrika. Die Afrikamissionare Weiße Väter in Deutschland*. Freiburg 2018 (GAS-Schriftenreihe; 15).
- 2 Die hier gebotene Biographie speist sich aus des folgenden beiden Schriften: Jean-Jacques Pérennès, Georges Anawati (1905-1994). Ein ägyptischer Christ und das Geheimnis des Islams, Freiburg 2010 (GAS-Schriftenreihe; 7). Maurice Borrmans, Georges Chehata Anawati – dominicain égyptien de dialogue, in: Ders., *Prophètes du dialogue islamo-chrétien*. Louis Massignon, Jean-Mohammed Abd-el-Jalil, Louis Gardet, Georges C. Anawati. Paris 2009, 113-145 (Bibliographie: 211-248).
- 3 Nach Borrmans soll er einen Teil seiner Schulzeit auch in Beirut absolviert haben, vgl. ebd., 114.
- 4 Vgl. Emmanuel Pisani, *Le dialogue islamo-chrétien à l'épreuve*. Père Anawati, o.p. – Dr Baraka. Une controverse au vingtième siècle. Paris 2014.
- 5 Vgl. Georges Anawati, *Ich liebe die Muslime, weil sie Gott lieben. Aufforderungen zum Dialog*. Übers. u. hg. v. Hoda Issa. Vorwort v. Hans Vöcking. Freiburg 2014 (GAS-Schriftenreihe; 11).
- 6 Die folgenden Informationen sind der Homepage der Stiftung entnommen, vgl. <https://www.anawati.de> (konsultiert am 13.03.2020).
- 7 Vgl. Jochen Krause, Maria und Friedrich Stracke. Afrika schaut auf sie, in: Ders.: *Menschen der Heimat*. Kreis Olpe (67-103), Bd. 3. Kirchhundem 1989, 538-542.
- 8 Vgl. Vöcking, *Fasziniert von Afrika*, 14.
- 9 Vgl. ebd., 39-47.
- 10 Vgl. ebd., 127-129.
- 11 Vgl. ebd., 241-244.
- 12 Vgl. ebd., 310-331.
- 13 Vgl. ebd., 312.
- 14 Vgl. ebd., 323-325.
- 15 Vgl. Friedrich Stracke, *Capita Nili*. Roman einer uralten Frage. Balve i. Westf. 1952, 255 S. mit Illustrationen und Karten.

Leserbriefe

Zu Christian Hennecke: Kirche umkrem- peln! Das Evangelium neu wagen ... (Heft 5/2020, S. 131-137)

„Wenn der Herr seine Kirche umkrem-
pelt, dann sind vor allem wir herausgefordert, uns
neu auf das Evangelium einzulassen. ... Das
Evangelium schenkt eine andere Logik des Se-
hens.“ Als der Artikel verfasst worden ist, war
von „Corona“ noch keine Rede. Der Verfasser
des Artikels wendet seinen Blick auf den
Klimawandel, der in seiner Brisanz nicht ge-
ringer eingestuft werden darf als die jetzige
Corona-Pandemie. Aber: Was kümmern uns
die Fragen von gestern, wenn wir doch gerade
erleben mussten, dass die Kirchen gerade in
den Kar- und Ostertagen für alle Gläubigen
für gemeinschaftliche Gottesdienstfeiern ge-
schlossen waren. Das hielt man bis dahin für
undenkbar. „Im Hören auf die Zeichen der Zeit
entdecken wir selbst das Evangelium neu, und
können dann auch entdecken, welches der
Weg ist, den Gott mit uns gehen will – und
wie er heute gegenwärtig ist.“ (S. 133). Wie
können wir diesen Weg finden? C. Hennecke
verweist z. B. auf das Vatikanum II und macht
darauf aufmerksam, dass es auch heute um
das „Hinausgehen“ in die Welt in zentraler
Weise geht: Das Evangelium immer wieder neu
„wagen“, auch oder gerade in Krisenzeiten. In
besonderer Weise hatte das Papst Johannes
Paul II vorgelebt, der in seinen weit über 100
unternommenen Auslandsreisen eines ganz si-
cherlich für notwendig hielt: „Den Menschen
zu begegnen.“ Man kann es auch wie folgt auf
den Punkt bringen: „Und dann sind wir zu ih-
nen gegangen, um bei ihnen zu bleiben und
das Evangelium zu entdecken ... Das erwies
sich als der Weg.“ (S 134)

Wie kann man bei den Menschen sein, wenn
doch alle Möglichkeiten der Begegnung in der
Pandemie untersagt bzw. auf ein absolutes
Minimum reduziert worden sind? Ich möchte
gerne von einem Erlebnis, das meine Familie
und ich in der Zeit vor der Karwoche in unse-

rer Gemeinde gemacht haben, kurz berichten,
da wir es als sehr beeindruckend erlebt haben
und das ganz gut in diesen Kontext passt.
Als uns klar wurde, dass es in der Gemeinde
keine öffentlichen Gottesdienstfeiern bis auf
weiteres geben würde, kam uns die Idee, für
die Gemeindemitglieder etwas zu basteln, das
sie durch die Tage von Palmsonntag bis Os-
tern begleiten sollte. Wir bastelten aus klei-
nen Ästen und Blumendraht kleine Kreuze,
versahen diese Kreuze mit kleinen grünen
Zweigen, legten dazu kleine Osterkerzen und
jeweils kleine Zettel, auf denen wir schrieben:
„Christus, meine Zuversicht, auf dich vertraue
ich und fürcht mich nicht! (Gesang von Taizé
nach Jes 12,2) ... „Ihr sucht Jesus von Naza-
reth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden; er
ist nicht hier. Seht, da ist die Stelle, wo man
ihn hingelegt hatte. Nun aber geht und sagt
seinen Jüngern, vor allem Petrus: Er geht euch
voraus nach Galiläa; dort werdet ihr ihn se-
hen, wie er es euch gesagt hat“ (Mk 15, 6f).
Insgesamt haben wir ca. 150 Exemplare an-
gefertigt und diese, nachdem ich sie gesegnet
hatte, unter der Einhaltung der notwendigen
Hygienebedingungen, die wir zuvor bei der
zuständigen Behörde erfragt hatten, verteilt.
Uns wurde in den Tagen nach der Verteilung
in besonderer Weise neben allen Sorgen und
Nöten, die diese Pandemie bei den Menschen
hervorgerufen hat, deutlich, welche Stellung
der Glaube im Leben vieler Menschen bei uns
tatsächlich (noch) hat. Nach sicherlich über
120 Rückmeldungen, die meine Familie auf
unterschiedlichste Weise erfahren hat, war
diese kleine Geste für viele ein gutes Zeichen
in dieser doch ungewissen Zeit, tatsächlich
auch so etwas wie ein „Strohalm“ in einer
Zeit der Bedrängnis und Orientierungslosig-
keit, in einer Zeit des Abstands zu seinen Lie-
ben und in einer Zeit, in der niemand weiß,
wie es weitergehen wird. Übrigens sind meine
Familie und ich mit all den Fragen, die sich
im Kontext der Pandemie stellen, genauso be-
troffen wie all die anderen auch. Für mich ist
das hier etwas, was ich unter „Kirche umkrem-
peln“ verstehen möchte.

Diakon Georg Quednow, Lingen

Literaturdienst

Daniel Bogner: Ihr macht uns die Kirche kaputt ... doch wir lassen das nicht zu. Freiburg, Basel, Wien 2019. 16 Euro, 160 S., ISBN 978-3451390302.

Bestehend klarsichtig erkennt Daniel Bogner, Professor für Moraltheologie in Fribourg (Schweiz) die derzeitigen Schwächen der katholischen Kirche. Sie zeigen sich, so kann das Resümee des Buches lauten, hauptsächlich in einem eklatanten Demokratiedefizit, dessen ärgstes Zeichen darin bestehe, dass Frauen in der Hierarchie der Kirche keinerlei Platz hätten. Damit seien nicht die anerkanntesten Förderungen von Frauen für Führungspositionen in den Verwaltungen der Bistümer gemeint, sondern die Beteiligung von Frauen am Lehramt der Kirche.

Bogner legt den Finger in die Wunde diverser Defizite der Struktur der katholischen Kirche. Es handele sich dabei um eine echte Verfassungskrise, wenn Teile des Volkes die verfasste Kirche nicht mehr akzeptierten, so Bogner. Frauen dürften nicht in Ämter der Kirche; Kirchenleitungen würden intransparent und völlig undemokratisch, also ohne Legitimation durch diejenigen bestimmt, die sie finanzieren bzw. durch ihre Taufe mitberufen seien, das Schicksal der Sozialgestalt der Kirche mitzubestimmen; „Laien“ würden insgesamt systematisch von wirklichen Leitungsämtern ausgeschlossen. Dies alles akzeptierten immer weniger Christen, weshalb unter anderem jedes Jahr ca. 100.000 Katholiken in Deutschland aus der Kirche austräten. Dies sei ein Aufstand durch Austritt, der aber leider immer noch nicht bewirkt habe, dass die katholische Kirche ihre Mängel behebe.

Aber dies ist nicht das Einzige, was Bogner der Kirche vorwirft. Die Strukturdefizite seien gepaart mit einem eklatanten Versagen in der Verkündigung: einer Kluft zwischen der inspirierten Gläubigkeit des Kirchenvolkes, im Sprachgebrauch der klerikalen Führungsschicht „Laien“ genannt, und der Glaubensverkündigung ebener Kleriker, die durch ihre als elitär empfundene zölibatäre Lebensform abgehoben von den Lebensrealitäten der „Laien“ empfunden würde.

Unter anderem auch dadurch sei die Verkündigung immer formelhafter geworden, lebensferner und kraftloser – im schlechten Wortsinn zeitlos. Man erkenne die Kleriker als echte Autoritäten in Sachen Gott und Spiritualität nicht mehr an. Die moralischen Verfehlungen einiger unter ihnen tue ihr Übriges, der verharmlosenden Umgang damit von einigen aus der Hierarchie ein Weiteres.

Besonders erhellend ist die Analyse, dass der Begriff „Synodalität“ bewusst verschleiern benutzt würde. Einerseits würde betont, dass die Kirche keine Demokratie sei, weil sie ja gar keine Macht kenne, sondern nur Vollmacht, die aufwärts von den Ortsbischöfen bis hinauf zum Papst allein Kleriker innehätten. Andererseits würde besonders seit der Familien- und Jugendsynode in Rom darauf verwiesen, dass hier doch zur Genüge Synodalität praktiziert worden sei. Oder wie kürzlich ein deutscher Beamter der römischen Kurie in einem Vortrag sagte (bei dem der Autor dieser Rezension zugegen war): Synodalität bestehe in dem Dreischritt: Hören der „Laien“, Unterscheidung durch die Bischöfe, Entscheidung des Papstes. Wer sich jedoch z.B. noch an den stümperhaft zusammengeschusterten „Fragebogen“ im Vorfeld der Familiensynode 2014 erinnert, der dann auch noch weltweit mit einer sehr kurzen Rücksendefrist versehen war, kann nur staunen, wie daraus lediglich ein Hören *der* „Laien“, auf keinen Fall aber ein Hören *auf* die „Laien“ geworden ist.

Dieser süffisante Zynismus, der aus solchen Bemerkungen wie des zuvor zitierten Klerikers hindurchtönt, der wie eine Teflonbeschichtung an der Kirche von Rom abzuprallen scheint, falle der Kirche jetzt schon auf die Füße, indem z.B. immer mehr Frauen der Kirche ihre Unterstützung versagen („Maria 2.0“). So die Prognose von Bogner, der mutmaßt, dass die Kirche ihre Verfassung erst dann zu ändern beginne, wenn ihr noch mehr Menschen lautstark die Gefolgschaft verweigerten durch Streiks des Ehrenamtes, Einstellung von Kirchensteuerzahlungen und dergleichen.

Kurzum: ein lesenswertes, erhellendes Buch eines engagierten Christen, gläubigen Mannes und redlich erbosten Wissenschaftlers.

Andreas Heek

Auf ein Wort

Fundstücke (aus dem Internet)

Buchstabiertes zu 6 seelsorglichen Handlungsfeldern

„NAH - Wo wird Kirche erfahrbar?“

n iemand ist ganz fremd -
a lle sehnen sich nach
h eil und licht und glück

n ächste und ferne -
a lle im
h erzen haben

„WIRKSAM -
Was können wir sein - für Euch?“

w under
i n die
r äume
k ommen lassen -
s egebreich
a ufstehen und die
m itte offen halten

„STARK - Wie sind wir auf Augenhöhe?“

s eine liebe ist
t rost
a tem
r uhe und
k ommunion

GESENDET -
Wer wird morgen von Gott sprechen?

g ott hat mich
e rwählt ein
s egen zu sein -
e wigkeitsoffen und
n ah im jetzt und
d u verortet und
e ngagiert einen
t raum anzünden

„BERÜHRT - Wo tanke ich geistlich auf?“

b egnadet handeln
e ntäußert lieben
r eflektiert leuchten
ü ber das herz sein
h offnungsvoll beten
r adikal teilen
t rostvoll heilen

EINFALLSREICH / UP TO DATE -
Wie sind wir up to date?

e rmögliche
i deen und
n eue
f ormen in
a llen
l ebensbereichen -
l ichte den
s taub und
r ette das
e wig
i n der welt -
c hristus
h ilft uns

Michael Lehmler

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Prof. Dr. Erich Garhammer, Metzebergasse 2, 93047 Regensburg | Dr. Abraham Roelofsen, Malerstraße 20, 42105 Wuppertal | Dr. Adelheid Jacobs-Sturm, Krefelder Caritasheime gGmbH, Hansahaus, Am Hauptbahnhof 2, 47787 Krefeld | Miriam Daxberger, QuellPunkt, Campus-Boulevard 30, 52074 Aachen | Dr. Dominik Arenz, Erzbistum Köln – Generalvikariat, HA Schule/Hochschule, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Pastor Dr. Markus Kneer, Eintrachtstraße 17, 58239 Schwerte

Beirat: Harald Hüller, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E